Deutsche weckrufe

Michael Georg Conrad

H. Pieper.

Deutsche Weckrufe.

Von

M. G. Conrad.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nit so sehr,
Es soll uns doch gelingen —
Dr. Martin Luther.



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. K. Hofbuchhändler.

In väterlicher Liebe und Sorge

meinem Sohne

Erwin Siegfried Conrad

zugeeignet.

München, Frühlingsanfang 1890.

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen bilden in ihrer Art ein zeitgeistliches Dokument. Sie geben in rücksichtsloser, ehrlicher Aussprache die Stimmungen und Strebungen wieder, welche in der Zeit von der Thronbesteigung des jungen Kaisers Wilhelm II. bis zur Verabschiedung des alten Kaiserdieners und Reichskanzlers Bismarck eine wachsende Zahl jüngerer Schriftsteller, Künstler und Sozialpolitiker erfüllten. Teilweise schon in der Monatsschrift „Die Gesellschaft“, dem seit sechs Jahren bestehenden Organe der deutschrealistischen Richtung, einem weiteren Leserkreise vorgelegt, wollen diese Aufzeichnungen in der vorliegenden Form neuen Bei- und Widerspruch erwecken und so zur Gährung und Klärung des vaterländischen Wesens nach besten Kräften beitragen. Sie wenden sich nicht an die Versumpften, Alten und Abgelebten, sondern an die reinlich Freien, Jungen und Lebensvollen, auf deren Arbeit die Erneuerung und der weltmächtige Aufschwung unseres Vaterlandes beruht.

1.

Ruere in servitium.

Eins von den berühmten Worten des Tacitus: „Sie eiferten, ihre Knechtschaft zu zeigen“. Das trifft, trotz aller Kaiser- und Reichs-Herrlichkeit, heute noch einen, wie es scheint, unausrottbaren Charakterzug der Deutschen: Dienstbeflissenheit und Knechtschaftsbedürfnis.

Nach innen: Servilismus, Byzantinismus. Ein großer Teil dieser knechtischen Gesinnung ist völlig freiwillig, sie scheint als Vererbung schon im Blute zu liegen. Namentlich bei dem zu Geld und geschäftlicher Machtstellung gelangten Bürgertum. So lange eine solche Emporkömmlings-Jammerseele z. B. nicht mit dem Hofe durch irgend einen Titel oder Orden oder ein Ehrenämtchen verbunden ist — oft thut's schon eine Komitee-Stellung in einem Wohlthätigkeits-Bazar oder Armenball! —, glaubt dieselbe überhaupt nicht zu existieren. Hoffentlich ersteht uns noch der Satiriker, der uns eine bürgerliche Scheißkerliade in unsterblichen Versen schreibt.

Nach außen: Blinde Verehrung alles Fremden.

Immer und überall: Mangel eines mannhaften Selbst- und Nationalbewußtseins.

Mannhaftes Selbstbewußtsein in erster Linie; denn ein Haufe von charakterlosen, verknechteten, sozial und wirtschaftlich unfreien Menschen giebt keine Nation und erzeugt kein Nationalbewußtsein.

Die Franzosen brauchen sich nur irgend einen kolossalen Jux zu leisten, z. B. sich einen Eiffelturm zu bauen und eine sogenannte Weltausstellung drumherum, und ganz Deutschland ist hingerissen von Bewunderung, und wenn es die Zeit und das Taschengeld erlaubt, fährt man hinüber, um sich das neue Wunder anzuschauen.

Was die Franzosen groß gemacht hat und trotz aller verlorenen Schlachten groß erhalten wird: das Kühne, Revolutionäre ihres Geistes, das unerschütterliche Vertrauen in ihre Eigenart und Kraft, das unverwüstliche Nationalbewußtsein, ihr stolzer, vornehmer Charakter — das wird sich unter Hunderten kaum ein Einziger zu Gemüte geführt haben von den Hunderttausenden, die im Sommer 1889 zur Jahrhundertfeier der Revolution aus Deutschland nach Paris wallfahrteten.

Wir haben uns jahrhundertelang die nationale Charakterlosigkeit und Verschwommenheit im eigenen Hause als weltbürgerlichen Idealismus aufschwatzen lassen; wir haben unserer internationalen Liebedienerei das dogmatische Mäntelchen, eine echte deutsche Bedientenjacke, von unserer „weltgeschichtlichen Kultur-Mission“ umgehängt.

Auch die Franzosen haben der Welt verkündigt, daß sie an der „Spitze der Zivilisation marschieren“; allein sie waren klug und charaktervoll genug, sich diese Zivilisation niemals als eine internationale oder allgemein menschliche vorzustellen, sondern als eine französische oder wenigstens vom französischen Geiste durchtränkte.

Man hat auf die Kunst verwiesen und gesagt: „Die Kunst ist international.“

Wenn das eine Wahrheit und nicht ein Unsinn wäre, ständen wir bald der Vernichtung aller echten Kunst gegenüber. Jede Kunst, die diesen Namen verdient, ist spezifisch national,

und jeder wahrhaft große Künstler ist ein erhabener Typus seiner Nationalität.

Oder giebt es einen Italiener, italienischer als Dante, oder einen Franzosen, französischer als Viktor Hugo, oder einen Engländer, englischer als Shakespeare, oder einen Deutschen, deutscher als Albrecht Dürer oder Richard Wagner? Und sind sie nicht gerade deswegen leuchtende Zierden der Welt-Kultur und Gipfel der Kunst, eben weil sie spezifisch national, volksecht und nicht waschlappig international sind?

Neulich schrieb ein Berliner Publizist: „So lange einem Deutschen sein Bewußtsein erlaubt, stärker das Bedürfnis der Dienstwilligkeit gegen fremde Nationen als das seiner eigenen Würde zu empfinden, so lange ist dieses Nationalbewußtsein als Kraft im Kampfe ums nationale Dasein keinen Pfifferling wert.“

Nur hat der Schreiber, der das Richtige getroffen, beizufügen vergessen, daß nur ein in der Luft der geistigen, künstlerischen und sozialen Freiheit atmendes und freudig schaffendes Volk sich zur Höhe eines gesunden Nationalbewußtseins aufzuschwingen vermag. Nationale Würde ist nicht denkbar, so lange nicht die persönliche Würde im höchsten Preis und Schutze steht. Die nationale Würde ist eine Maske, eine Lüge, wenn nicht der geringste Mann der Nation in Ehren sein Stück Brot verdienen und in Freiheit genießen darf. Wo die Reaktion an allen Ecken und Enden über ein Volk hereinbricht; wo jeder gesinnungstüchtige Mann verfehmt wird, wenn er sich nicht der von oben jeweils diktierten Ansicht in Fragen der Politik, des Glaubens, des Rechts knechtisch unterwirft; wo der freie Schriftsteller, der freie Künstler, der Ritter vom Geiste in seiner Ehre und in seinem Lebensstand bedroht wird, wenn er sich nicht zum Speichellecker der Gewalthabenden erniedrigt und sich zu

den Lakaien der sogenannten öffentlichen Meinung auf den Duzfuß stellt; wo das Recht gebeugt und als grober Unfug alles gebrandmarkt wird, was sich als ehrliche Ueberzeugung und freie Aussprache nicht in den Rahmen des alleinselig-machenden Servilismus fügt: da ist es mit der Hebung des Nationalbewußtseins übel bestellt.

Und so lange ihr Prämien auf knechtische Gesinnungen setzt und den Mann vergewaltigt, daß er euch das Opfer seines Verstandes, seiner Ueberzeugung und seiner Würde bringe, so lange werdet ihr kein nationalbewußtes Volk haben, das im Kampfe der Nationen furchtlos und stolz seinen Mann stellt und die höchsten Siege der Menschheit erficht, sondern nur eine Summe von Nackenbeugern und Werkzeugsnaturen, die der Geist Gottes hinwegbläst, wenn er sich im Sturmwind der Zukunft sein Heldenvolk erwählt.

Es klingt wie ein Gotteswort, was der alte große König Fritz im Sterben als sein letztes gesprochen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen."

2.

Die deutsche Bedientenseligkeit hat unseren Leuten nicht bloß das Rückgrat, sie hat ihnen auch das Herz und den Kopf verdorben.

Was da unter dem Brustfleck für ein ekelhafter Empfindungs-Mißwachs zusammenwuchert und sich für echtes deutsches Gefühl ausgeben und als solches von allen regierenden Häuptern der Welt mit Orden verzieren lassen möchte, ist gar nicht auszumessen. Und im Kopfe, was wohnen da für buckelige, schielende, hinkende und stinkende Gedanken bei einander — frisch, fromm, fröhlich, frei!

Zumal an uns deutschen Realisten in Litteratur und Kunst, die wir jetzt als verfluchte Steine des Anstoßes bald auf allen deutschen Wegen liegen, findet diese herzliche und hirnliche Verkommenheit nationalen Krüppelwuchses immer erwünschteste Gelegenheit, sich in täglich neuen Offenbarungen auszuschwelgen. Wir scheinen vor allen andern die Gabe zu besitzen, zungenlösend auf die deutsche Bedientenseligkeit zu wirken. Ein Blatt, eine Zeitschrift, ein Buch, ein Werk von uns — und aus allen Ecken und Enden kriecht das Laster gegen uns heran, stellt sich gegen uns, verleumdet und verfehmt uns mit seinem schmutzigen Maul, knöpft sich auf, öffnet Brust- und Hirnkasten und läßt allen Unrat gegen uns los.

Ein Beispiel, das nächstliegende. Unsere Monatsschrift

„Die Gesellschaft“ ist ein öffentlicher Werkplatz des aus ungeheueren Wehen und Nöten wiedergeborenen deutschen Geistes in Dichtung und Kritik, in Kunst und Leben, in Politik und Volkswirtschaft. Wir wollen auf diesem Werkplatz, so weit unsere Kräfte reichen, deutsches Wesen und deutsche Art zu Ehren und Ansehen bringen, sie schützen und schirmen helfen im In- und Auslande, sie als ein Herrliches und Selbständiges und Notwendiges im Kulturhaushalt der Gegenwart nachweisen. Es handelt sich hier also um die reinsten und höchsten Geistesbethätigungen, um die Kunst im weitesten Sinne eines freien und freizumachenden Volkes von nationalem Selbstgefühl, jenem Gefühle, das in seiner vollen Stärke und Unverfälschtheit der heilige Urquell ist, aus dem die sieghaften, bleibenden Werke der Menschheit fließen. Denn — dies nebenbei für jene, die vor lauter Humanitätswald die einzelnen Volksbäume nicht mehr sehen — nicht die Menschheit ist das Zeugende, sondern das artbestimmte, eigensamige Volk; die Menschheit ist der Aether, in welchem sich die blühenden Kronen des Baumes wiegen und zusammenschließen, das Volk aber ist der Wurzelboden mit der kraftgeschwängerten Erde.

In Gedanken, Worten und Werken den Charakter des eigenen Landes und eigenen Volkes deutlich und in seiner ursprünglichen göttlichen Schönheit wiederzuspiegeln, heißt der Entwickelung einer vollkommenen Menschheit dienen; in seiner eigenen Sprache seine eigene Welt auszubauen, auf allen Gebieten der Kunst und des Lebens, heißt das Geheimnis alles Lebens enthüllen und alles Daseins letzten Sinn und Zweck erfüllen.

Um ehrlich, unbefangen und gründlich unser Werk auszurichten, haben wir alle Ketten einer verlogenen Bildung zu sprengen, alle Fesseln der Konvention abzustreifen, alle Verbindung mit einer falschen Schulung zu lösen, dafür mit

Emsigkeit alles zu erforschen, was freiere, entwickeltere, resolutere Völker in kühnem, kunstgeübtem Wirklichkeitsdrange und feinerem Natursinn an stark- und hochwüchsigen Werken zur Ausprägung ihrer Eigenart hervorgebracht. Jede selbständige Kunstblüte setzt überdies die bewußte Meisterung aller bis jetzt erreichten Technik in ihrer relativen Augenblicksvollendung voraus.

Wir studieren daher auf unserm Werkplatze in der „Gesellschaft“ auch die Kunst und Dichtung der Nachbarvölker in ihren charaktervollsten Typen, wir verfolgen in einer kritischen Rundschau alle typischen Arbeiten und Anstrengungen der fremden Litteraturen. Mit Beharrlichkeit widmen wir unsere Analyse den Schöpfungen eines Ibsen im Drama, eines Augier im Gesellschaftsstück, eines Zola und seiner Genossen im Gesellschaftsroman, eines Tolstoi in der Volksstudie 2c. 2c. Dabei arbeiten wir unablässig an der Losbindung und Heraustreibung unserer selbständigen, volkstümlichen Schöpferkraft und schlagen mit den Waffen furchtloser Kritik und unerschrockener Polemik allem aufs Haupt, was unter irgend einer Form, irgend einem Vorwand dem Verderb unseres Volksgeistes dient, der Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit neuen Vorschub leistet.

Und nun kommt dieselbe Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit, die wir bis aufs Blut als die Ur- und Erbfeinde unseres Volkes befehden, und gegen die wir nicht Ruh und Rast geben werden bis zu unserm letzten Atemzug, und pflanzt sich in der Öffentlichkeit auf und wirft uns Epigonentum und Auslands-Nachahmerei vor, sucht uns den Schimpf der Ibsen- und Zola- und tutti-quanti-Verhimmelei und Nachahmerei ins Gesicht zu schleudern, uns, den Unabhängigsten unter den Unabhängigen, den Freiesten unter den Freien. Dieselbe

Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit, die in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl, ihrer erwerbstollen Streberei und Speichelleckerei fortwährend vor allem Fremden, ob gut oder nichtsnutzig, auf dem Bauche liegt und alles Nationale schändet, besudelt und verleugnet um elenden Gewinnes willen, wagt es in der Verrottung ihres Denkens und Fühlens, uns der Gesinnungslosigkeit und Undeutschheit zu zeihen, weil wir mit unerschütterlicher Gerechtigkeit jeden nach seinem Verdienste wägen und mit mannhaftem Stolze das Bedeutende, Bahnbrechende, Emporführende anerkennen, wo wir es finden, sei es in Norwegen oder Spanien, in Rußland oder Frankreich. Dieselbe Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit treibt die Hirnrissigkeit so weit, in der öffentlichen Schätzung den Unterschied zwischen selbständig-kritischer Anerkennung und knechtischer Nachahmung des Fremden verwischen und uns nationale Realisten als eine würdelose Sippe von Kopisten in Verruf bringen zu wollen.

Diesem schmachvollen Treiben gegenüber, dem eine Anzahl in Deutschland erscheinender Zeitungen mit hündischem Vergnügen die Stange hält, müssen wir zum tausendsten mal erklären, daß wir ganz selbständig und unbeeinflußt unsere Werke schaffen, auf Grund eigener Anschauung, Beobachtung und Befähigung, daß der deutsche Realismus in seinen richtigen Vertretern zwar der Bruder des norwegischen, französischen, russischen ꝛc. ist, niemals aber eine Bastardzeugung aus dem verirrten Samen der Norweger, Franzosen, Russen ꝛc. Wir fühlen uns lendenstark genug, aus germanischem Mutterschoß Werke in die Welt zu setzen, die den kommenden Geschlechtern ein hellleuchtendes, durch keine wie immer entartete Professoren-Philologie und -Geschichtsfälscherei hinwegzudisputierendes Zeugnis sein sollen für die rastlos treibende, unerschöpfliche Lebenskraft deutscher, rasseechter Litteratur und Kunst.

Dank der obengezeichneten Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit im Publikum und in der Presse mag es noch eine Zeit lang gelingen, unsere unverfälscht deutsche realistische Richtung in den Hintergrund zu drängen, aber den endlichen Sieg wird man uns nicht streitig zu machen vermögen.

Unsere Buchhändler, Übersetzer, Zeitungsverleger, Theaterleiter und ähnliche auf Kosten des vaterländischen Geistes, der vaterländischen Macht und der vaterländischen Ehre frisch, fromm, fröhlich, frei drauflos sündigenden und gewinnergatternden Industriellen werden noch eine Zeit lang fortfahren, unser Volk nicht mit den wenigen großen typischen Werken der Ausländer in würdiger Weise bekannt zu machen, sondern mit den fremden Sensations-, Schund- und Schandsachen internationaler Spaßfabrikanten zu überschwemmen, aber eines Tages wird die schlummernde Gerechtigkeit doch erwachen und diese Volksverderber und Kunstschänder beim Kragen nehmen und sie würgen, bis ihnen ihr Schurkenwitz vergeht.

Infolge dieser vaterlandsverräterischen Kunstwirtschaft wird auch das wirtschaftliche Mißverhältnis noch eine Zeit lang fortbestehen, daß diejenigen Schriftsteller und Künstler die gesuchtesten, angesehensten und reichstbezahlten sind, deren Werke den geringsten litterarischen und künstlerischen Wert besitzen, während die Urheber und Mehrer der wahrhaften vaterländischen Geistesschätze hungern und in Lumpen gehen und unbegehrt und ungeehrt auf der dunkeln Schattenseite des Lebens ihr Dasein abarbeiten müssen.

Es tröstet uns, daß unsere regierenden Häupter und Fürsten wenigstens seit 1870 angefangen haben, nach deutschen Speisezetteln zu essen und sich den Leib zu sättigen; wenn wir noch einige große Kriege geführt, einige Schlachten geschlagen und Siege erfochten haben, werden sie so stark und

stolz in vaterländischem Wesen und konsequent vaterländischer Art geworden sein, daß sie auch ihren Geist mit rasseechten nationalen Schöpfungen sättigen werden und das Gewicht ihrer Stellung und ihres Vorbildes in dic Wagschale werfen, damit auf vaterländischem Boden kein fremder Produzent prasse, so lange der einheimische Dichter und Künstler nach Brot geht und verhungert, damit auf den deutschen Hofbühnen kein fremder Antor gespielt und mit Tantiemen gefüttert werde, so lange ein ebenbürtiger einheimischer Autor mit seinem Werke nicht an die Reihe gekommen, daß in den deutschen Bildungsanstalten endlich auch der klassizistische und wälsche Schwindel beseitigt und der deutsche Geist in sein Herrscherrecht eingesetzt werde.

Den Deutschen die Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit aus Kopf, Herz und Gliedern zu treiben und sie insgesamt vom Ersten bis zum Letzten, vom Höchsten bis zum Geringsten in allen Stücken, namentlich aber in geistigen Dingen, zu charaktervollen, stolzen, freudigen Vertretern und kühnen Zeugen unseres ursprünglichen, lauteren deutschen Volkstums zu machen, Gott und den Menschen und allen Realisten ein Wohlgefallen: dazu bedarf es wohl noch der Arbeit und des Kampfes von Menschenaltern....

Gott läßt sich in seiner Kreatur nicht spotten: er hat jedem Wesen die treue Bewahrung seiner Eigenart als Gebot und Grundbedingung der Selbsterhaltung ins Herz geschrieben. Die Geschichte lehrt, wie er die Stärksten und Gewaltigsten geknickt hat wie Strohhalme und die mächtigsten Reiche vom Erdboden hinweggefegt wie Spreu. Er hat die Tyrannen in ihrem eigenen Blute erstickt und die Gedankenlosen an ihrer eigenen Blindheit und Dummheit zu Grunde gehen lassen. An dem herrlichen Volke von Althellas hat er uns dies gelehrt: was die Griechen ewig wähnten, ihre Staatsverfassung, ihre

Politik, ihre dogmatische Religion und ihre Priesterschaft, ist im Staube versunken, während ihre rasseechten nationalen Schriftsteller, Dichter und Künstler selbst in ihren Trümmern noch den Jahrtausenden trotzen und gleich ewigen Sternen fortstrahlen am Himmel der Menschheit.

Und was den Völkern gilt, sollen sich auch ihre Lenker gesagt sein lassen:

Nicht Roß, nicht Reisige
Sichern die stolze Höh' — —

Amen!

3.

Die erste deutsche Kunststadt an der Isar hat im Sommer 1888 (bei zweijähriger Verspätung) mit ungewöhnlichem Aufwande die Jahrhundertfeier der Geburt ihres großen Kunstkönigs Ludwigs des Ersten gefeiert. München erfüllte damit eine Pflicht der Dankbarkeit; denn daß es ist und wie es ist, verdankt es seinen wittelsbachischen Fürsten — und als der gewaltigste und unternehmendste ragt unter diesen der erste Ludwig hervor. Alles verdankt München seinen Fürsten, sein Bier, sein Hofbräuhaus, seine Kunst — es ist buchstäblich eine höfische Kreatur.

Diese höfische Kreatur, die natürlicherweise auch alle Laster und Schattenseiten einer solchen in seltener Vollkommenheit und Urwüchsigkeit vereinigt, hat sich den festlich berauschten Kopf zerbrochen, wie aus der herrlichen königlichen Jahrhundertfeier etwas Dauerndes zu ziehen sei, eine Einrichtung, die nach verrauschtem Festesjubel Zeugnis ablege von der fortbildenden Schöpferkraft des heimischen Kunstgeistes, stark genug, München auch den Nichtmünchnern als die erste Kunststadt in deutschen Landen glaubhaft zu machen.

Und es wurde gefunden, daß die Abhaltung einer jährlichen Ausstellung von Kunstwerken aller Völker vorerst das einzige Erreichbare und Dauerverheißende sei. Man beschloß also die Einrichtung eines — französisch gesprochen — Münchner

Salons. Zwar wurde von Amtswegen der französische Ausdruck nicht gewählt, man begnügte sich mit der schlichten deutschen Bezeichnung „Jahresausstellung“, allein die französische Sache blieb in der Seele der Unternehmer doch als Urbild stehen. Mehr noch: die französische Kunst sollte in dieser Münchner Jahresausstellung die gastlichste Stätte auf deutschem Boden, die erreichbar umfassendste Vertretung und Berücksichtigung finden.

So ist es auch gekommen. Die Franzosen haben in diesem ersten regelmäßigen Ausstellungs-Jahre in München ihren Einzug gehalten, wie nie zuvor in irgend einer andern deutschen Kunststadt; man hat ihnen die Hände unter die Füße gebreitet, hat ihnen in spaltenlangen Zeitungsartikeln und unzähligen Reklame-Notizen gehuldigt, hat ihnen die besten Plätze und die glänzendsten Auszeichnungen eingeräumt, kurz — man hat diesen Herrschaften das Geschäft besorgt, wie es niemals einem Deutschen im Auslande und noch weniger im Inlande besorgt worden ist.

Frankreich kann zufrieden sein. Es kann dem Buche seiner Siege ein neues goldenes Blatt einfügen. Es hat seiner geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Macht eine neue Feste erobert: die deutsche Kunststadt München.

Die Franzosen herrschen in unsern Theatern, sie herrschen auf unserm Büchermarkte, sie herrschen in unsern Kunsthallen und Jahresausstellungen. Der moderne Deutsche könnte sein Deutschtum nicht verdauen ohne diese Herrschaft der Franzosen in seinem Lande; der moderne Deutsche hat im Theater, in der Litteratur, in der Malerei und Plastik die Franzosen nötig, um seines reichsbürgerlichen Lebens froh zu werden!

So lange der alte eiserne Kanzler lebt, werden die Franzosen in der Politik noch mit Erfolg abgewehrt. Das ist ein Trost, wenn auch ein schwacher.

Denn wie lange wird der politisch-militärische Damm vorhalten, wenn fortwährend neue Kanäle gegraben werden, um einstweilen das gesamte schöngeistige und künstlerische Leben der deutschen Völker von der französischen Produktion überfluten zu lassen?

Wir mögen uns mühen, wie wir wollen, dem deutschen Volksgeiste in Litteratur und Kunst zu einem eigenartigen, charaktervollen Ausdrucke zu verhelfen — es ist alles vergeblich, so lange man in der Öffentlichkeit sich nicht von dem verhängnisvollen Irrtum befreit, daß es ein abgründiger Unterschied ist, ob man sich zu einem Wettbewerber oder einem Nachahmer fremder Kunst hergiebt!

Die Norweger, die Engländer, die Niederländer, die Spanier sind heute in der Kunst die stolzesten Erscheinungen neben den Franzosen, weil sie sich, getragen von dem kraftvollen Vaterlandsgefühle ihrer Heimatsgenossen, als Wettbewerber und Nebenbuhler mit den ersten Franzosen messen können und dürfen. Die Deutschen hingegen scheinen heute weiter als je entfernt, von ihren meinungsmachenden und erfolgfördernden Volksgenossen den Franzosen als Ebenbürtige und Gleichwertige entgegengestellt zu werden.

Zumal den Vertretern der modernen realistischen Richtung in der deutschen Dichtung, die mit dem Trotz und der Wildheit neuer Pfadsucher die Rücksichtslosigkeit der Wahrheitsapostel verbinden, gönnen die Deutschen weder Licht noch Luft.

Wir sind — mit wenigen Ausnahmen — die Verfehmten und Heimatlosen im neuen Reiche deutscher Nation, und die Fremden, die Ausländer und Auslandsaffen spielen die Herren in unserm Vaterlande.

Das kann sich bitter rächen bei der nächsten politisch-militärischen Glückeswende. . .

4.

Wie Franz Dingelstedt, der „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen“, über das Vorurteil dachte, daß deutsche Bühnen von Rang ohne Zufuhr aus Frankreich nicht bestehen können, zeigt ein bisher nicht veröffentlichter Brief von ihm, den E. Zabel in der „Nat.-Ztg.“ mitteilt. Zu einer Zeit, wo Dingelstedt Leiter des Wiener Burgtheaters war und die französische Dichtung noch auf ganz anderer Höhe stand als heute, schrieb er an Paul Lindau (am 28. Oktober 1878): „Diesen französischen Afterpoeten liegt gar nichts daran, wo und wie sie aufgeführt werden, auch nicht, wer sie übersetzt. Sie haben nur Sinn für die Prime, Tantieme. Ich brauche sie alle nicht und halte es tief unter der Würde des Burgtheaters wie gegen mein Gewissen als deutscher Schriftsteller, ihnen nachzulaufen.“

Was vor elf Jahren Dingelstedt, der bekanntlich nichts weniger als ein beschränkter Chauvinist gewesen, als eine Würde- und Gewissenlosigkeit erklärte, ist heute in der deutschen Theater-, Kunst- und Litteraturwirtschaft zu einem unbeanstandeten öffentlichen Gebrauchtume geworden. Die deutschen Reichsbürger von 1889 finden es ganz in der Ordnung, daß ihre Theaterleiter, Kunstaussteller, Buchhändler, Leihbibliothekare und ähnliche Gewerbsbeflissene den französischen Theatralikern, Malern, Romanschreibern u. s. w. „nachlaufen“, deren Erzeug-

nisse um sündheitenteures Geld erstehen, den vaterländischen Künstlern und Dichtern die schamloseste Konkurrenz machen, den Sinn des Publikums für heimische Kunst und Dichtung ersticken und die Begier nach Ausländischem unablässig reizen.

Man darf nur einen Blick auf die Spielverzeichnisse der deutschen Schaubühnen, von der Reichshauptstadt angefangen bis zu dem letzten Provinznest mit seinem verlumpten Thespiskarrenschieber, nur einen Blick auf die Auslagefenster der deutschen Buch- und Kunsthändler, auf die periodischen Kunstausstellungen, auf die Theater-, Kunst- und Litteraturberichte in den größten und verbreitetsten deutschen Tageszeitungen werfen, und man wird sich überzeugen, daß die geistige und künstlerische Entdeutschung Deutschlands mit Hochdruck betrieben, die Verparisierung unseres Volkes zum geschäftlichen Prinzip erhoben und die Franzosenherrschaft im Reich der deutschen Dichter und Denker täglich mehr in ein durchgreifendes System gebracht wird.

Und die Fürsten und Hüter unseres Landes sehen dieser Entdeutschung Deutschlands auf den wichtigsten Gebieten des Geistes- und Kulturlebens mit voller Gemütsruhe zu. Und die hohe Obrigkeit gewährt den Franzosen auf unsern Bühnen, in den Singspielhallen, in den Schaufenstern, in den Kunstausstellungen ein Maß von Freiheit, wie sie es den einheimischen Erzeugern von Geistesprodukten gegenüber niemals erübrigt. Was kein Deutscher dichten, malen, meißeln, aufführen und ausstellen lassen dürfte, ohne sofort polizeilich gerüffelt zu werden, das ist den Franzosen bei uns ohne die geringste Belästigung erlaubt. Stücke von der raffiniertesten Zotenhaftigkeit und Geilerei, Bilder von der ausgeklügeltsten Berechnung auf die niedrigsten Sinnestriebe haben in Deutschland, sobald sie die französische Ursprungsmarke tragen, ungehemmte Bewegung.

Pariser Venusknechte dürfen in Wort und Bild sich bei uns alles erlauben, was einem deutschen Dichter und Maler von der strengen Wahrheitsschule, welche selbst das Schlechte in den hehren Dienst des Guten zwingt, als bodenlose Gemeinheit, als schweinisches Wühlen im Schmutze aufgemutzt würde. Unsere Sittlichkeitsgendarmerie und Preßkritik hantiert offenbar mit zweierlei Maßstäben; was ihr bei den Franzmännern als liebenswürdig-geniale Schwerenöterei gilt, ist ihr bei den Deutschen sträfliche Gemeinheit. Drum wird den Franzosen der Passierschein ausgefertigt, wo man den Deutschen den Strafrichter auf den Nacken hetzt. Sogar auf deutschen Hofbühnen genießen solche französische Stücke das Gastrecht, in welchen z. B. — man vergleiche den „Attaché“ von Meilhac — deutsche Diplomaten als Idioten und Schmutziane lächerlich gemacht werden. Böte ein deutscher Komödienschreiber ein derartiges Stück an, unsere Theater-Intendanten würden ihm voll Entrüstung die Thür weisen. Ein tragisches Possenwerk, wie die „Fedora“ von Sardou, in welchem die psychologische Dummheit und Aberwitzigkeit Eiffelturmshöhe erreicht, ist an ersten deutschen Bühnen Repertoirstück; wäre es von einem Deutschen verfaßt, hätten es die harthäutigsten Theaterleiter sicherlich als gröbliche Beleidigung des gesunden Menschenverstandes längst in die dunkelste Ecke geschleudert. Eine rührselige Possenreißerei wie der französische „Hüttenbesitzer“, worin auch nicht eine einzige Empfindung echt, nicht ein einziger Ton wahr ist, zieht im Triumph über die deutsche Bühne. Gegen den Verfasser des „Hüttenbesitzers“ ist unsere selige Birch-Pfeiffer ein wahres Muster von Natürlichkeit. Thut nichts, George Ohnet ist ein Franzose — das genügt, seinen Schmieralien in Deutschland die andauerndste Bewunderung und die fettesten Tantiemen zu sichern.

Wenn unser deutsches Theater auf dem Hund ist, wie ge-

strenge Kunstliebhaber vermeinen, ist es in erster Linie dem herrschenden Franzosentum zuzuschreiben. Blumenthal in Berlin setzt auf seinen Theaterbau den Namen des deutschen Kunstreformators Lessing — und erwirbt schleunigst, um ein einträgliches Zugstück zu haben, für bare zehntausend Mark den „Fall Clemenceau" von Dumas, eine Bühnendichterei, die ein Lessing sicherlich nicht geschenkt gemocht hätte. Das Berliner Lessingtheater darf es darum auch nicht krumm nehmen, wenn ihm unser Conrad Alberti den Sinnspruch widmet:

Von innen Blumenthal — von außen Lessing:
In silberner Schale Äpfel von Messing.

Die erste deutsche Malerstadt — die „Kunstmetropole" München, eine Schöpfung des „teutschesten" Fürsten und Kunstkönigs Ludwigs I. — möchte sich nicht von dem reichen, aufblühenden Berlin überflügeln lassen und richtet jährliche Kunstausstellungen ein. Sehr schön. Eine Gelegenheit mehr, der grassierenden Ausländerei ein Paroli zu biegen und der Welt zu zeigen, welche Wunder von Kunstleistungen die deutschen Maler, Bildhauer und Zeichner zu bieten und damit den fremden Wettbewerbern den Rang abzulaufen vermögen, nicht wahr? Gewiß! Allein die erste deutsche Malerstadt braucht die breiteste Vertretung der Franzosen in ihren Mauern, um das blasierte, geschmackverlotterte deutsche Publikum zu kirren — also dürfen es die Münchener nicht wie Dingelstedt unter ihrer Würde und gegen ihr Gewissen finden, den Parisern „nachzulaufen" und ihnen für Werke, die in nichts über die einheimische Leistungsfähigkeit hinausragen, die ersten Medaillen in allen Klassen ehrerbietigst zuzuerkennen. Man betrachte sich diese merkwürdige „erste Jahresausstellung" im königlichen Glaspalaste: Franzosenherrschaft und Franzosenverehrung auf der ganzen Linie!

Und der deutsche Michel steht da, die schwere Sturmhaube auf dem Kopf, bewaffnet bis an die Zähne, jeder Zoll ein Held, jeden verfügbaren Pfennig dem Militarismus opfernd — um die Würde und Unantastbarkeit seines Reiches zu schützen! Aber sein Bestes, seinen Geist und sein Gemüt, seine künstlerische und dichterische Eigenart, die ideale Selbstherrlichkeit und Hoheit in allen Angelegenheiten des feinsten Seelenlebens — ja, die giebt er mit Vergnügen den Fremden preis. Willig und unbesonnen, wie der dümmste Junge, zahlt dieser alte Landsturm-Michel mit den höchsten Preisen die fremdländischen Verführungskünstler und ihre einheimischen Kuppler und Gelegenheitsmacher. Kein besseres Geschäft für deutsche Theaterleute, Kunst- und Buchhändler, Zeitungsschreiber und Übersetzer, als im heutigen deutschen Reich den französischen Zutreiber zu machen; das bringt Ehr' und Gewinn in Hülle und Fülle.

Wie die Ausländer, in erster Linie die Franzosen selbst, über diese geistige Fremdherrschaft im deutschen Reiche denken, lehrt uns ein aufmerksamer Blick in ihre Zeitungen. Namentlich ihre Spezialberichterstatter in Berlin finden nicht Worte des Spottes und Hohnes genug über die Verfranzösierung Deutschlands und besonders der Reichshauptstadt, wo die Sorge für den Militarismus und den Mammonismus mehr und mehr alle idealen Interessen zu ersticken scheint. Einige Berichterstatter ernsthafteren Schlages, die von einem gewissen Wohlwollen für Deutschlands Entwickelung beseelt sind, suchen sich diese unfaßliche Auslandsschwärmerei einfach durch die geistige Überlegenheit der Fremden über die Deutschen, durch die Armseligkeit des deutschen Schaffungsvermögens zu erklären!

Von befreundeter Seite erhalte ich soeben aus Rom eine Nummer der Zeitung „La Tribuna" zugeschickt. Ich entfalte das Blatt und finde gleich auf der zweiten Seite einen langen Bericht

aus Berlin vom 8. September 1889, überschrieben „Teatri Berlinesi.“ Man höre nur die Einleitung:

„Man kann gesiegt, die Militärmacht eines Volkes vernichtet haben und doch gezwungen sein, zwanzig Jahre nach dem Siege noch dem besiegten Volke einen hohen Tribut für dessen geistige Überlegenheit zahlen zu müssen. Dieser Gedanke drängte sich mir auf, als ich einen Rundgang durch die Theater der deutschen Reichshauptstadt machte: im Lessingtheater, im Wallnertheater, im Residenztheater, im Friedrich-Wilhelmstädtischen, im Opernhaus — überall französische Stücke! Wenn doch die guten Deutschen im Jahre 1871 sich als Kriegskontribution statt des Geldes von Paris eine ordentliche Portion jener genialen Eigenschaften hätten schicken lassen, die ihnen so sehr abgehen und die — wenigstens für die fremden Besucher ihrer Städte — nicht durch die sogenannte deutsche Gediegenheit ersetzt werden können!“

Und einige Sätze weiter:

„Man möchte sagen, die guten Berliner wären durch die Spärlichkeit ihrer eigenen nationalen Produktion zu dieser großartigen französischen Geisteseinfuhr verdammt . . .“ und so fort!

Also verdammt zur Französelei durch unsere deutsche Geistesarmut!

Kann man sich einen bitterern Hohn auf unsere geistigen und künstlerischen Zustände denken?

Geistesarmut! Spärlichkeit der Produktion! Wo man unsere kräftigsten, begabtesten und schaffenslustigsten Dichter und Künstler knebelt, in die Ecke stößt, verlacht, aushungert — während sich die fremden prassend an die Tafel setzen, bejubelt von dem verirrten, verrotteten, verdorbenen deutschen Publikum! Wahrhaftig, die Ausländer sind zu beneiden. Weniger wegen

ihrer Erfolge in Deutschland, als vielmehr weil sie daheim auf dem Boden eines Volkstums stehen, das sich in geistigen Angelegenheiten niemals seines stolzen Selbstbewußtseins, seiner angeborenen Würde und Selbstachtung entäußert und die einheimischen Kunst- und Litteraturschätze dem Import aus der Fremde aufgeopfert hat. Wo finden sich bei uns das empfindliche Nationalgefühl, der mutige Heimatssinn, der heldenhafte Ehrbegriff, Eigenschaften, welche die Franzosen zu allen Zeiten im Kulturwettbewerb mit allen Völkern so bewundernswürdig ausgezeichnet haben? Man schlage doch einmal die deutsche Kulturgeschichte nach! Wie sind da die glänzendsten Blätter mit dem Schmutzfleck der Auslandsdienerei besudelt!

Es ist ein ganz furchtbares Gefühl, das diese Zustände in uns wachrufen. Wir stehen da, begeistert für unser altes Volkstum, glühend für die Reinheit, Schönheit und Ursprünglichkeit unserer Volksseele, uns früh und spat mühend am Werktisch — und wir sind machtlos, der grauenhaften Verwüstung zu wehren, machtlos, den Schändern und Verderbern unserer vaterländischen Kultur das erbärmliche Handwerk zu legen. Wann wird unserem Volke ein Heiland erstehen, der sich an die Spitze des Heerzuges vaterländischer Geister schwingt und der schmachvollen Fremdherrschaft Krieg auf Tod und Leben bringt, die wälschen Schaubuden im Lande niederreißt und Deutschlands Geist zum Herrscher ausruft auf Gassen und Plätzen, in Hütten und Palästen?

Frankreich handelt in seinem guten natürlichen Recht, wenn es sich alle Völker in seinem Geiste in Litteratur und Kunst unterthan zu machen strebt; wir aber handeln nicht weniger in unserem guten natürlichen Recht, wenn wir uns gegen die Verknechtung mit allen Kräften wehren und jeden als einen Judas und Vaterlandsverräter brandmarken, der in Deutschland die

Deutschen unterdrücken und die Herrschaft der Ausländer befestigen hilft. Herrgott vom Himmel sieh darein und schlag die Schelme nieder! —

Also schreibt unser Fantasio an Pumpanella:

O du meine Liebe, da hilft weder Fluchen noch Beten. Die Deutschen sind dem guten Herrgott längst zu dumm geworden, und da läßt er sie laufen, wie und wohin sie wollen. Ja, sie sind dumm geworden, so dumm, daß sie, abgesehen von ihrer nationalen Eitelkeit zu besonderen Festzwecken, wo sie in entsetzlichen patriotischen Phrasen und Zweckessen und Zwecktrinken schwelgen, wahrhaftig selbst nicht mehr wissen, worin denn eigentlich ihr „Deutschtum" bestehe. „Was ist deutsch?" Diese Frage scheint so schwer zu beantworten zu sein, daß die tiefsinnigsten Deutschen, wie Richard Wagner, ganze Abhandlungen darüber geschrieben haben. Niemals würde es den Franzosen einfallen, sich gegenseitig anzufragen: „Was ist französisch?" oder den Engländern: „Was ist englisch?" Sie sind's in jeder Faser, das genügt. Aber die Deutschen! Fünfzig Jahre haben sie in der Welt herumgesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" — — Militarismus und Mammonismus teilen sie mehr oder weniger mit allen Völkern, das ist in ganz Europa nichts mehr Unterscheidendes. Das Unterscheidende für die Deutschen ist also vorläufig dies, daß sie in Kunst und Litteratur die Geschäfte der anderen Völker besorgen, während diese anderen Völker, also die Franzosen, die Russen, die Italiener, die Engländer u. s. w., sich ins Fäustchen lachen und zum Dank für die Betriebsamkeit der Deutschen deren Kunst und Litteratur sich möglichst weit vom Leibe halten. Die Franzosen, ja die! Kraft ihres geschlossenen Selbstbewußtseins haben sie schon im vorigen Jahrhundert so gut wie in diesem ihren geistig-schöpferischen Typus unversehrt erhalten und sich im großen

und ganzen die Leitung der internationalen Kunstbewegung gesichert. Was die Franzosen jemals von der Litteratur und Kunst des Auslandes nahmen und wie sie es nahmen, geschah nur in der Absicht, für die einheimischen Leistungen einen um so vorteilhafteren Hintergrund zu gewinnen. Im Antlitze ihrer eigenen Kultur duldeten sie das Fremde nur sozusagen als Schminkpflästerchen, um den Glanz ihres Teints zu erhöhen, niemals um ihre eigne Schönheit zu beflecken oder in den Schatten zu stellen. Nein, so dumm sind die Franzosen nicht, so dumm sind nur die Deutschen. Diese Dummheit ist das Unterscheidende, das Charakteristische der heutigen Deutschen. Welch eine Entwürdigung des deutschen Genius! Dummheit ist Deutschheit. Das ist der ganze traurige Witz in drei Worten.

5.

Nur in Bezug auf unser dramatisches Leben und Streben — ethisch, künstlerisch und volkswirtschaftlich allerdings das wichtigste Gebiet der Nationalgeistespflege jedes nur einigermaßen bedeutenden Kulturvolkes — sei heute diese Frage aufgeworfen: Wie stellen wir uns zu den Franzosen?

Die Vor- und Nebenfragen dieser Hauptfrage haben wir bereits an verschiedenen Stellen in der „Gesellschaft“ behandelt. Die „Gesellschaft“ wird überhaupt diesen Gegenstand nicht aus dem Auge verlieren, so lange nicht in diesem Hauptstück nationaler Kunstpflege Wandel geschaffen und unsern Bühnenleitern — den großen und den kleinen — der richtige und kunstpolitisch allein haltbare Standpunkt klar geworden ist. Unseligerweise kann man bei diesen Herren heute überhaupt noch von keinem Standpunkt in Bezug auf die nationale Kunst, sondern nur in Bezug auf das Geschäft und auf die Interessen, Gewohnheiten und Liebhabereien gewisser entscheidender Kreise reden, die nichts weniger als die geistig erleuchtetsten, künstlerisch anspruchsvollsten und volksethisch empfindlichsten in allen höheren Dingen sich gezeigt haben — mit verschwindenden, die Regel nur bestätigenden Ausnahmen.

Wie stellen wir uns also zu den Franzosen?

In allem Vernünftigen, Echten und Bewährten ziehen wir den Hut vor ihrem stolzen Beispiel und sagen: Machen wirs

wie sie! Die nationale Bühne gehört der nationalen Dichtung, das ist oberste Regel bei den Franzosen, und sie wird eingehalten vom ersten Schauspielhaus des Landes wie von der letzten Provinzschmiere. Die Zulassung von nichtfranzösischen Werken, selbst von solchen der stammverwandten Nachbarvölker, wie Italiener, Spanier u. s. w., ist seltene Ausnahme.

Dieses weise Verhalten, durch Jahrhunderte streng beobachtet, hat die französische Dichtung zu reinster, stärkster Entfaltung getrieben und für Schriftsteller und Schauspieler eine Tradition nationalen Stiles herausgebildet, wie bei keinem andern Volke. Das französische Volk hat damit die Genugthuung erlebt, daß es durch die furchtbarsten Kämpfe und Niederlagen innerer und äußerer Politik auch nicht um Haaresbreite von seiner national-geistigen Ruhmeshöhe herabgedrückt werden konnte — erstens, und zweitens, daß seine geistige Energie unverletzt, sein moralischer Mut ungebrochen geblieben selbst in den vernichtendsten Krisen militär- und finanzpolitischer Schicksalsschläge.

Wirtschaftlich und sozial betrachtet, hat Frankreich durch seine konsequente geistige und künstlerische Selbstachtung und Selbsttreue auch dies erreicht, daß es in allen Wirren und Wandlungen des äußeren Lebens stets auf einen wohlhabenden, geachteten, das gesellige Niveau der feinen Lebenskreise mit bestimmenden Schriftsteller- und Künstlerstand, auf eine allen Stürmen gewachsene Aristokratie des Geistes blicken und sich daran erfreuen konnte. Selbst die sogenannte „Bohème“ birgt solche Schätze nationalen Geistes und originell-französischer Gesinnung und Lebensauffassung in sich, daß auch sie zur Bereicherung und eigenartigen Entwicklung des Volkswesens ihr erkleckliches Scherflein beiträgt und geradezu ein Kulturfaktor geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Der Duft höherer

Gesittung, raffinierter Humanität, der auf der französischen Gesellschaft liegt, ist nicht zum geringen Teile auf den genialen Mutterschoß der geistigen und künstlerischen Aristokratie in allen ihren Abstufungen, bis herab zur Bohème, zurückzuführen. So ist Frankreich nicht nur das reichste, sondern auch das geistigste und vornehmste Land geblieben in dem vom Militarismus und Mammonismus bis zum Wahnsinn behexten und verrohten alten Europa.

Nun kamen die faulen deutschen Bärenhäuter auf den hirnrissigen Gedanken: „Auf, gehen wir nach Frankreich, lassen wir uns dort lecken, und schleppen wir dann das Lustsamste und Kitzelndste nach Deutschland!" Das geschah namentlich im vorvorigen Jahrhundert — und bald bevölkerte sich Deutschland mit französischen Komödianten, Tänzern, die Fürsten errichteten sich ihre Klein-Versailles, ihre Hirschparks ꝛc. ꝛc. Sogar die Sprache schleppten sie mit heim, Sprachmeister, Bonnen und ähnliches Gelichter, das zwischen den Salons, Alkoven und Schlafgemächern kreucht und fleucht. Alle Moden und Laster und Thorheiten der Franzosen wurden in das deutsche Mistbeet gesetzt und gediehen üppig.

Das nächste Ergebnis war dies: Deutschland faulte der französischen Unterjochung auch in der Politik entgegen, Deutschlands Völker und Fürsten wurden von Napoleon zu Boden getreten. Eine weltgeschichtlich durchaus wohlverdiente Strafe.

Dann kam das Zeitalter des mächtig gesteigerten Verkehrs; alles wurde Ware, Handelsartikel, Waffe des brutalsten Mammonismus. Was früher aus Lustsamkeit und Vergnügungssucht in niedrigem Sinnentrieb von den Franzosen herübergeholt wurde, das wandelte sich jetzt in tausendfältigen Formen zum Gegenstande der kaufmännischen Spekulation, und der „Import" aller erdenklichen Güter und Werte wurde im

größten Maßstabe organisiert. Die Deutschen machten den Deutschen mit dem Französischen eine Konkurrenz auf allen materiellen und geistigen Gebieten, die beispiellos ist in der Geschichte.

Nun ließen sich die verblödeten Auslandsaffen den Warnern gegenüber also vernehmen: „Warum denn nicht? Warum sollen wir das Bessere nicht nehmen, wo wirs finden?"

Warum nicht, ihr lieben Seelen? Weil das Bessere niemals übertragen werden kann. Weil das Gute, das überall gedeiht, dann von selbst zum Besseren und Besten wächst, wenn es auf dem eigenen Boden in ursprünglicher Kraft und Artung gezogen, gehegt und gepflegt wird. Weil es ein Verrat an der eigenen Begabung und Bestimmung ist, das Eigene zu verwahrlosen und das Fremde sich mechanisch anzueignen. Weil es zur Verarmung der Menschheit, zur Versumpfung der Weltkultur führen muß, wenn sich ein ganzes großes und befähigtes Volk der Heraustreibung, Steigerung und Fruchtbarmachung der eigenen Kräfte entschlägt und sich die Erzeugung der höchsten und schönsten Kulturgüter von einem andern Volke besorgen läßt. Weil ein Volk im Welthaushalt überhaupt seinen Beruf verfehlt und das Recht selbständigen Daseins verwirkt, wenn es nicht in eigener Art und Tüchtigkeit aus sich heraus das Höchste und Schönste und nur seiner besonderen Begabung Mögliche zu leisten vermag. Ein Leihvolk, ein Nachahmungs- und Kopistenvolk, das nur oder hauptsächlich oder mit Vorliebe vom Kulturpump lebt, ist überflüssig. Denn es verliert mit seiner Originalität seine Kraft, seinen Sondermut, seine urschöpferische Heiterkeit, mit seiner Zeugungskraft geht sein fröhlicher Lebenstrotz und Kämpfersinn flöten — es ist schließlich sich selbst, Gott und der Welt eine Last, ein Spott, ein Greuel und Scheuel und fliegt zuletzt auf den Misthaufen.

Man verschone uns mit der Phrase vom notwendigen „Austausch."

Wir stehen nicht mit den Franzosen auf dem Fuße des Austausches. Die Franzosen nehmen in Kunst und Litteratur so blutwenig Fertiges von uns und beschränken sich so weise nur auf Beobachtung und Anregung, während wir massenhaft ihr Fertiges zu uns heimschleppen, daß in schöngeistigen Dingen, besonders in litterarischen und dramatischen, nur der Leichtsinn oder die Schlechtigkeit von einem „Austausch" fabeln kann. Austausch beruht auf Gegenseitigkeit und Einhaltung des Gleichgewichts. Wo ist davon etwas zu spüren?

„Hier soll," schrieb jüngst ein statistisch geschulter Kenner der Verhältnisse, „die volkswirtschaftlich außerordentlich bezeichnende Thatsache festgenagelt werden, daß mehr als ein Viertel aller von deutschen Bühnen gezahlten Autorenanteile an — Franzosen gezahlt wird, d. h. daß niedrig berechnet etwa eine Viertelmillion Mark Bühnenhonorar jährlich von deutschen Bühnenleitern in die Taschen französischer Schriftsteller abgeführt werden."

Abgesehen von dem materiellen Verlust, der hierdurch den deutschen Schriftstellern unaufhörlich von den einheimischen Kunstpflegern zugefügt wird, welch ein unausgesetzter Verderb des deutschen Geschmackes und der deutschen Litteratur! Denn erstens sind es nicht die eigenartigsten und edelsten französischen Stücke, die in Deutschland beliebt und jahrein jahraus auf der Bühne sind, sondern die raffiniertesten, prickelndsten, aufreizendsten, d. h. die künstlerisch und ethisch ungesundesten; zweitens sind die deutschen Dramatiker, die neben den Franzosen auf deutschen Bühnen gespielt sein und Erfolg haben wollen, gezwungen, dem verdorbenen Geschmack Rechnung zu tragen und à la française zu schreiben. Da aber nicht die starken

Originalgeister solches vermögen, sondern nur die Talente ohne Wurzelkraft, ohne selbständige Eigenart, ohne Mark und Blut aus dem vaterländischen Geistesboden, so ist es einleuchtend, daß die deutsche Bühne beherrscht wird von Pseudodeutschen und nachgemachten Talmi-Franzosen, von entdeutschten Technikern ohne geistige Kraft, Tiefe und Originalität.

Und wenn dazwischen hinein auch die sogenannten deutschen Klassiker und einige andere gespielt werden, so wirken auch sie nicht mehr gesund und nachhaltig bis auf Herz und Nieren, sondern nur kraft des Reizes der Abwechslung, also gleichfalls durch eine Art pathologischer Pikanterie. Ganz abgesehen von der grauenhaften Stillosigkeit der darstellenden Kunst in Deutschland, wo die nämlichen Bühnenleute gezwungen sind, im Laufe einer Woche alles durcheinander zu spielen: Shakespeare und Sardou, deutsche Klassiker und Talmi-Franzosen, Kraut und Rüben im tollsten Kunterbunt! Kann man da in irgend einem anständigen und vollgeistigen Sinne von deutscher Schauspielkunst reden?

Man sehe sich doch daraufhin die französischen Schauspieler an, die in ihrem Elemente bleiben dürfen und nicht gleich Experimentierfischen gezwungen sind, heute in den Salzfluten des großen Ozeans, morgen in dem faden, süßen Flußwasser, übermorgen im glitzernden Schlamm eines Sumpfes, überübermorgen im toten Wasser eines Aquariums zu plätschern.

Man sehe sich dies und anderes an und lege sich dann die Frage vor: Wie stellen wir uns zu den Franzosen? Und die Franzosen zu uns? In welcher Beleuchtung erscheinen wir da?

Als Schlußfrage: Wie ist diesem ungeheuren Verderben, dieser deutschen Selbstherabwürdigung zu steuern?

6.

Es entspricht ganz dem Zuge, d. h. der durch die alexandrinische Professoren-Wissenschaftelei geschwächten Kraft der Zeit, daß auch die Kritik sich die Zerteilung ins Spezialistische gefallen lassen muß. Das Weite, Freie, Überschauende, Zusammenfassende ist nicht mehr zeitgemäß. Es ist auch nicht leicht, denn es fordert ganze Kerls. Wo wären die in der landläufigen modernen Kritik zu finden? Aber das Kleine, Einzelne — das Splitterchen, ja, das wird bewältigt! In diesem Zeichen wirst du siegen, — und der moderne Kritikus wird Kleinmeister, Einzelforscher, Splitterrichter. Man streckt sich nach der Decke und fühlt sich eine Größe im Kleinen.

Eine Spezialität, die heute mit Vorliebe in der Kritik angebaut wird, ist die Schmutzforschung, d. h. die Verthatsächlichung, die Herausstellung, Beleuchtung und Bemoralisierung einer Fiktion — der Fiktion, daß sämtliche bedeutendere Dichter und Künstler der Gegenwart eigentlich keine Dichter u. s. w., sondern Schmutziane oder kurzweg Schweine sind. Namentlich die entschiedenen, waschechten Realisten.

Wer als Kritikus seine Sporen verdienen, in Ansehen kommen und ein Geschäft machen will, wirft sich auf die Schmutzforschung. Das geht immer; das ist ein sicheres Brot. Und die ganze wirkliche Schweinewelt steht hinter dem Schmutzforscher und applaudiert mit allen Vieren und grunzt frenetisch:

„Das ist unser Mann!“ so oft ein ehrlicher, wahrheitsliebender humaner Schriftsteller von Prof. Doktor Schmuzianus als — Schmuzian kritisch abgethan wird. Denn Kritisieren heißt heutzutage abthun. Das bringt die Gründlichkeit so mit sich. „Totmachen“ sagt der Doktor Lingg. Einer der fleißigsten und glücklichsten Schmutzforscher in der zeitgenössischen Litteratur ist der berühmte Redakteur des „Bund“, Ehrendoktor Joseph Viktor Widmann in Bern, geborener Mähre. Seine Leistungsfähigkeit ist enorm. Sobald er „schweinisches Wühlen im Schmutz“ konstatieren kann, läßt er seinen Autor nicht mehr los, geht mit ihm durch Dick und Dünn, fortwährend mit wühlend und schnüffelnd und die schönsten Stellen notierend mit diplomatischer Treue. Von allen Schmutzforschern ist er der gewandteste und passionierteste. Es ist ein Schauspiel, ihn bei der Arbeit zu sehen. Er forscht mit den Augen, mit der Nase — natürlich hauptsächlich mit der Nase, das bedingt die Spezialität —, mit den Fingerspitzen. Dazu noch, wo die natürlichen Werkzeuge nicht ausreichen, die Herbeiziehung aller erdenklichen Maschinen und Apparate. Ganz erstaunlich: er liest wie ein Blinder, hört wie ein Tauber, wittert wie zehn Geruchlose, schmeckt mit den Augen, sieht mit der Zunge, kostet mit der Nasenspitze, riecht mit den Lippen. Kurz, er kann alles, sobald er nur ein Atom von Schmutz erhascht. Der Schmutz inspiriert, begeistert, verwandelt, vervielfältigt ihn, verleiht ihm hundert Sinne und steigert seine sprachgewaltige Phantasie und kritische Schöpferkraft ins Unglaubliche. Kein Zweifel, Doktor J. V. Widmann ist der größte Schmutzforscher, der genialste Schmutzkritikus der modernen Litteratur. Die Schweizer können auf diesen außerordentlichen Forscher, den ihnen das Land Mähren geschenkt hat, stolz sein. Und wie man hört, sind sies auch. Man wird dereinst Medaillen auf ihn schlagen

oder kneten, wie auf Gottfried Keller, den großen Dichter, Böcklin wird ihm huldigen, indem er ihn zum Gegenstand einer seiner großen symbolischen Farbenträume macht, und der Radierer Staufer in Bern ist extra nach Rom gereist, um sich zum klassischen Bildhauer auszubilden, damit er zu Widmanns hundertstem Geburtstage den unsterblichen Forscher aushauen und ihn, etwa wie den Marius auf den Trümmern Karthagos, den Viktor des Schmutzes auf den Trümmern der deutschen Dichtung der Nachwelt zur Adoration vorführen kann. Das Material wird nicht übermäßig kostspielig sein für diese Erinnerungs-Schaustücke; die Künstler werden es aus dem Elemente wählen, in welchem der Kritiker selbst sein Leben lang geschwelgt hat.

Als glückliche Mitbewerber des Schweizers aus Mähren sind in neuerer Zeit eine Reihe deutscher Schmutzforscher aufgetreten, deren Anfangsleistungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Sowohl in den hochgeachteten „Grenzboten“ wie in den nicht minder hochgeachteten „Blättern für litterarische Unterhaltung“ haben sich diese Spezialisten mit Erfolg angesiedelt. In letztgenannter Zeitschrift hat ein vielversprechender Schmutzgelehrter gelegentlich der Durchforschung des Wallothschen Romanes „Der Dämon des Neides“ eine interessante Entdeckung gemacht. Er hat nämlich gefunden, daß man beim Lesen dieses Buches „hohe Wasserstiefeln“ anziehen müsse, um glücklich durch die fünfhundert Seiten hindurchzukommen. Das läßt auch hinsichtlich der Methode, nach welcher der Gelehrte arbeitete, tief blicken. Er betreibt seine litterarische Forschung offenbar mit Vorliebe nicht mit den oberen, sondern mit den unteren Extremitäten, nicht mit dem Kopf, sondern mit den Füßen. So werden von den zünftigen Kritikspezialisten nach und nach alle Körperteile in den Dienst der Litteratur gestellt

werden, und wie man in diesen dichtungsfreundlichen Kreisen jetzt schon mit der Nase liest und mit den Füßen kritisiert, so wird der Tag nicht mehr ferne sein, wo unsere durchgebildeten Kritiker sich die Arbeit in der Weise erleichtern werden, daß sie mit ihrer ganzen Hinterfront oder wenigstens mit dem unteren Teile derselben das kritische Geschäft erledigen.

Es ist nicht überraschend, daß auch der kritische Dilettantismus, der zu allen Zeiten in Deutschland mehr in Blüte stand, als bei irgend einem andern Kulturvolk der Erde, sich mehr und mehr auf die Spezialität der Schmutzforschung hinüberschlenkert. Man erkennt den strebsamen kritischen Dilettanten hauptsächlich an zwei Dingen: an einer gewissen physischen Zimperlichkeit und an einer unverleugbaren moralischen Entrüstungsstärke, die sich am lautesten in robuster Schimpferei äußert.

Ein gutes Muster dieser Sorte von dilettantischer Schmutzforschung habe ich zufällig in der „Bayerischen Lehrerzeitung" gefunden. Ein Herr Ludwig Göhring in Nürnberg spielt sich da in einem langen und widerspruchsvollen, mit den heitersten Unsinnsbehauptungen durchblümten Aufsatz als Kennzeichner der „realistischen Bewegung" und des „jüngsten Deutschlands" auf. Gleich im Eingang kokettiert er mit seiner und seiner Leser — der Dilettant thut's ja nie ohne öffentliche Apostrophierung seines geehrten Lesers! — physischen Empfindsamkeit und „bittet zu zeitweiligem Gebrauche auf diesen Streifzug ein Riechfläschlein mitzunehmen."

Ein Riechfläschlein! Wie zart und wie klassisch! Daß sie ja nicht in Ohnmacht fallen, die tapferen Mannen!

„Nachbarin, Euer Fläschchen", stöhnt ja schon das keusche Gretchen.

Nachdem die Schwachmattigkeit sich sothanermaßen salviert und die zimperlichen alten Weiblein beruhigt hat, bricht das

zweite Merkmal heraus: die Entrüstungsekstase, die Schimpferei und Lästerei. „Diese Bordelldichter," „Tagesschmierer"! Dann: „Wie traurig wäre es um die Zukunft der Dichtung bestellt, wenn sie nur Figuren wie die des ‚Adam Mensch' enthielte!" Dann wieder: „Mit dem vierten Schritte geraten viele unserer Herren vom ‚jüngsten Deutschland' in den Schlamm geschlechtlicher Brutalitäten, und dann waten sie herum mit der Befriedigung eines Jungen, der mit aufgestülpten Hosen nach dem Regenguß in den Pfützen sich vergnügt, mit undefinierbarer Schamlosigkeit und endlosem Cynismus, ohne daß hinter den wüsten Thatsächlichkeiten eine höhere Idee bemerkbar würde, wie bei Daudet und Zola." Bum! „Wie bei Daudet und Zola." Das genügt zur Belehrung der bayerischen Lehrer!

Im Stile dieses Herrn Ludwig Göhring kann sich natürlich der erste beste Hundejunge, der sich in seinen Mußestunden ein wenig an der Litteratur gerieben hat, als kritischer Schmutzforschungs-Dilettant produzieren und die realistische Bewegung in Deutschland mit albernem Geschwätz besudeln*).

Übrigens soll diesen neumodischen Spezialisten der Kritik, die in unserer neuen Litteratur nur nach Unrat schnüffeln, zugestanden werden, daß sie bereits in unserer klassischen

*) Wie gründlich sich dieser Musterknabe mit der vaterländischen Litteratur beschäftigt hat, geht u. a. auch daraus hervor, daß er in dem angeführten Aufsatz den biedern alten Rochus Freih. v. Liliencron ausdrücklich und mit Anführung seines Geburtsjahres 1820 zu den modernen Realisten rechnet! Er hat also von Detlev v. Liliencron, dem genialsten Lyriker und originellsten Prosaisten, dessen kleine Erzählungen und Skizzen alles überragen, was die berühmtesten Ausländer wie Turgenjew, Daudet u. a. in dieser Gattung geschrieben, auch nicht eine Zeile gelesen! Und ein solcher Ignorant will in einer Lehrerzeitung Beiträge zur „Kennzeichnung der realistischen Bewegung" liefern!

Dichtungs-Epoche ein sehr würdiges Vorbild in einem gelehrten Kritiker unseres Idealisten Friedrich Schiller hatten. Da lebte nämlich ein Karl Philipp Moritz, Verfasser des sittengeschichtlich heute noch bemerkenswerten Romans „Anton Reiser" und späterer Intimus Wolfgang Goethes. Selbiger Moritz besorgte damals in der Tante Voß die litterarische Kritik und erlaubte sich, den Berlinern u. a. folgende Besprechung des Schillerschen Dramas „Kabale und Liebe" vorzusetzen: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten des Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann!" Als man diese Rezension öffentlich angriff antwortete Moritz in der bekannten, von unseren heutigen Schmutzforschern bis zur schwindelndsten Virtuosität ausgebildeten Manier mit einer Blumenlese einzelner geschickt aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze, um dann also zu schließen: „Doch ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben, ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen!"

Der arme Tropf hatte noch Reinlichkeitsbedürfnisse.

Das zeichnet unsere modernen Schmutzforscher vor ihrem Vorgänger aus: sie werden ihres Handwerks nie müde — und so oft ein Buch in ihre Hände fällt, blitzt neue Begeisterung aus ihrem Blicke: „Ach, nur recht viel Schmutz, das ist der wahre kritische Gottessegen." Natürlich, wer all sein Sach auf Schmutz gestellt und sich eine angenehme Existenz auf kritischen Unrat gegründet hat, kann dessen nie genug kriegen. Damit nun ihre Spezialität floriere, ihre Kritisier- und Lebsucht ein volles Genügen finde, fälschen sich diese edlen Kostgänger der Kunst und Dichtung ihr Notdurfts-Material zusammen; sie

arbeiten mit ihren dressierten Sudelorganen so lange an den Litteratur- und Kunstwerken herum, bis sie vor kritischem Schmutze starren und die getäuschte Welt den Eindruck empfängt, nicht„ der Kritiker, sondern sein Opfer sei der wahre Schweinepelz.

7.

Unter der Überschrift „Dichtung und Wahrheit, ein Beitrag zur Kritik der Ästhetik des Naturalismus" hat Dr. Johannes Volkelt, früher in Basel, jetzt in Würzburg, in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" einen langen Aufsatz veröffentlicht, den wir nicht unbesprochen lassen können. Und zwar deswegen nicht, weil er für das Wesen des deutschen Professorentums in seinem Verhältnis zur Litteratur der Lebenden und Strebenden überaus kennzeichnend, sodann weil er in einem Blatt von guter litterarischer Herkunft erschienen ist.

Schlagen wir den neuesten Jahrgang (1890) des deutschen Litteratur-Kalenders auf, so finden wir über den Verfasser und seine seitherigen schriftstellerischen Leistungen die Angabe, daß er 1848 zu Lipnik in Galizien geboren wurde und folgende Schriften verfaßt hat: Pantheismus und Individualismus (1871), Das Unbewußte und der Pessimismus (1873), Die Traumphantasie (1875), Der Symbolbegriff 2c. (1876), Kants Erkenntnistheorie (1879), Über die Möglichkeit der Metaphysik (1884), Erfahrung und Denken (1885), Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen (1888).

Aus dem Vorworte seiner Grillparzer-Schrift erfahren wir ferner, daß er Mitte der siebziger Jahre längere Zeit in Wien lebte und dort das „Glück" hatte, die meisten Stücke Grillparzers auf der Bühne teils des Burg-, teils des Stadt-

theaters zu sehen. So oft er im Lauf der Jahre auf Grillparzer zurückgekommen, „immer mehr wuchs seine Größe in meinen Augen," versichert er. In Basel hat er später einen Vortrag über die Hero-Tragödie gehalten und sich entschlossen, ein wissenschaftliches Buch über seinen geliebten Grillparzer zu schreiben. Dasselbe ist als seine letzte größere schriftstellerische That 1888 erschienen, 196 Seiten Text, 20 Seiten Anmerkungen.

Auf Seite 194 findet sich folgende Auslassung:

„Nach diesen Seiten hin (Vertiefung ins Innere, Herausarbeitung der Subjektivität und Betonung ihres Rechts) ist Grillparzer ein durchaus im modernen Geiste stehender Dichter. Ich hebe dies mit Nachdruck hervor, weil gerade in unseren Tagen eine gewisse Schule nur den Dichter als modern gelten lassen möchte, der das Platte, ja Faule und Stinkende im gegenwärtigen Gesellschaftsleben mit Vorliebe behandelt oder gar als einzig wahren Gegenstand der Dichtung ansieht. Zu dieser allermodernsten Art, welche in dem schamlosen Hinstellen der krankhaften und ekelhaften Seiten des gegenwärtigen Kulturlebens den Maßstab für den Wert des Dichters sieht und von der menschlichen Ausreifung und künstlerischen Durchbildung der dichterischen Individualität kaum eine Ahnung hat, bildet allerdings Grillparzer einen äußersten Gegensatz. Bedachte er schon zu seiner Zeit die Dichter des ‚Wirklich-Wahren' mit dem Epigramm:

> Ihr habt die Romantik überwunden,
> Nur daß in dem blutigen Krieg
> Der teuer erkaufte Sieg
> Die besten Truppen aufgerieben,
> Sodaß nichts als Lumpe übrig geblieben —

so würde er ‚dem allerjüngsten Deutschland' gegenüber noch aus einer ganz anderen Tonart sprechen. Von den

verschiedenen Arten des Radikalismus war ihm der ‚talentlos-poetische‘ nicht am wenigsten zuwider.“

Das genügt einstweilen. — Für Grillparzer-Volkelt sind wir „Lumpe“!

So ist also der ästhetische Herr Volkelt aus Galizien durch das Thor seiner Grillparzer-Studien gleich mit einer saftigen Schimpferei und Ehrabschneiderei eingezogen in die Burg der modernen deutschen Dichtung — als professorlicher Triumphator und Rechtsprecher über deren Vertreter alias „Lumpe“ und mehr als dies, siehe oben!

„Der Weg des deutschen Professors ist mit Gemeinheiten gepflastert,“ behauptete einst unser ehrlicher Dahlmann.

Man sollte meinen, die gewöhnliche Ehrbarkeit und Mannhaftigkeit müßte einen einigermaßen gelehrten und gebildeten Menschen antreiben, Beschuldigungen und Anklagen, wie sie oben von Volkelt gegen eine ganze Richtung im vaterländischen Schrifttum erhoben werden, keine Minute beweislos zu lassen, wer mit „Lumpe“ in der Litteratur um sich wirft und noch eine „ganz andere Tonart“ der Beschimpfung für angemessen hält, müßte sofort die Belege aus der Tasche ziehen, die Namen der Autoren, der Werke 2c. mit allen Buchstaben vor die Augen der Leser hinschreiben!

Man sollte meinen! Jedoch wie die angeführte Thatsache zeigt, ist der ehrliche, mannhafte Mensch mit dieser Meinung gründlich im Irrtum. Der deutsche Professor à la Volkelt ist über solche Verpflichtungen der Gewöhnlichkeit erhaben. Er behauptet, beschuldigt, beschimpft — damit hat er der modernen Schriftsteller-, Dichter- und Künstlerwelt gegenüber seine hohe Sendung erfüllt, und er kann ruhig an die Staatskasse gehen und sich seinen Sold für seine professorale Leistung auszahlen lassen. Er ist unfehlbar, heilig und unantastbar. Er hat den

Lebenden gegenüber das Monopol der höchstgebildeten — Ungezogenheit. In Deutschland! In andern Kulturländern, wo weniger unsittliche und alexandrinische Ansichten im öffentlichen Geistesleben herrschen, in Frankreich, in England zum Beispiel würde eine solche feige, mit dem Professorenmantel sich schützende Anrempelung und Bespeiung vaterländischer Dichter, Denker und Künstler von der gesamten Publizistik mit niederschmetternder Energie zurückgewiesen werden; in den litteratur- und kunstfreundlichen höheren Gesellschaftskreisen würde man einem solchen Lästermaul den Rücken kehren oder die Thür weisen, und seine Schüler würden ihn auslachen oder auspfeifen. Kurz ein Professor à la Volkelt würde so gründlich in die Kur genommen werden, daß ihm bald die Lust verginge, mit solchen merkwürdigen Mitteln Litteratur- und Kunstwissenschaft in der Öffentlichkeit treiben und über Dinge mitsprechen zu wollen, von denen er wenig oder nichts versteht und die ihn von Amtswegen gar nichts angehen.

Der sieben Spalten lange Aufsatz des Herrn Professors Dr. Johannes Volkelt in der „Allg. Zeitung“ zeichnet sich, wie seine oben zitierte Auslassung in seinem Grillparzer-Buche, namentlich durch die Kunst des ins Blaue hinein Behauptens, Beschuldigens und Beschimpfens aus und durch die Unverfrorenheit, nie und nirgends auch nur den Versuch eines Beweises zu unternehmen. Stilistisch nimmt sich der professorale Aufsatz etwa wie das konfuse Feuilleton eines an Wortdelirien leidenden Zeitungsdilettanten unter dem Striche aus, ohne System und Disposition wird drauflos schwadroniert, vom Hundertsten ins Tausendste in allen erdenklichen ästhetisch-schulwissenschaftlichen Nebeln herumgefuchtelt, in Nachsätzen regiert, was in Vordersätzen zugestanden, mit Halbwahrheiten und Widersprüchen Fangball gespielt — und dies und noch vieles

andere in einem Tone der Sicherheit und Hochfahrenheit, der für den wirklichen Kenner wahrhaft mitleiderregend ist.

Natürlich hebt der professorale Aufsatz echt deutsch und gelehrt mit dem Auslande an. Gleich in den ersten Zeilen werden die Namen Zola, Dostojewskij und Ibsen dem Leser in die Augen gefeuert. Erst acht Abschnitte später taucht die Frage auf: „Und wie steht es denn in unserer vaterländischen Dichtung mit dem Naturalismus?“ Das ist ja der altbeliebte Kniff, das Einheimische als ein armselig Ding darzustellen, das aus dem Ausländischen wie ein Schwanz aus einem Leibe herausgewachsen ist, und zwar wie ein sehr nachträglicher, verspäteter, verkümmerter Schwanz, nachdem sich der exotische Leib längst zu Fülle und Herrlichkeit entwickelt hatte. Dem modernen deutschen Realismus in seiner vaterländischen Entwickelung z. B. von dem jungen Goethe an nachzugehen und all die verborgenen oder geflissentlich verschütteten Quellen und Adern aufzudecken, welche in diesem Jahrhundert deutscher Geistesarbeit den plötzlich so geräuschvoll und wuchtig hervorbrechenden Strom realistischer Dichtung und Kunst erzeugt haben, das wäre eine eines deutschen Professors würdige Aufgabe gewesen. Allein sie hätte offenbar Volkelts Kraft überstiegen. Darum lenkte der kluge Mann sofort ab und begann mit den bekannten Redensarten, Wiederkäuereien und Salbadereien vom Auslande, um dann auch desto auffälliger die deutschen Realisten moderner Richtung nur als traurige Nachbeter und Nachtreter der Fremden erscheinen zu lassen. Aber auch was er vom Auslande auskramt, ist in hohem Maße oberflächlich und lückenhaft.

Das ewige Starengeleier und Gepiepse von Zola!

Als ob Zola einzig und allein den französischen Realismus jemals repräsentiert hätte! Als ob nicht schon vor zwölf

Jahren in den „Soireen von Médan“ die Maupassant, Alexis, Huismans u. a. den Realismus auf ihren eigenen Ton gestimmt, als ob nicht ein wenig später ein Bourget, Bontain u. a. ganz wesentlich neue Entwickelungsphasen in der weitverzweigten Bewegung eingeleitet hätten! Allein Zola ist nun einmal bei deutschen Reportern, Leihbibliotheklesern und ähnlichen kundigen Thebanern der bekannteste französische Naturalist, er hat die größte Zahl von Bänden geschrieben, und einige jüngere deutsche Essayisten haben ihre realistisch-ästhetischen Untersuchungen an seine Gelegenheitsaufsätze angeknüpft, was Wunder, wenn auch der Professor Volkelt im Dezember 1889 nichts anderes zu singen und zu sagen weiß?

Als ich zum erstenmale im Jahre 1878 Zola besuchte, machte er sich schon über die zolaistische Beflissenheit der Deutschen lustig: „Na, Ihre Landsleute scheinen sich furchtbar in mich zu verbeißen? Sehr schmeichelhaft für mich, daß das sittliche Deutschland so viel Geschmack an mir findet. Hat man denn keine Naturalisten da drüben? Ich habe einmal von einem gewissen Sacher-Masoch gehört, Turgenjeff hat mir von ihm erzählt, der soll wunderbare Sachen geschrieben haben, ein Vermächtnis Kains oder so ähnlich. Kümmert das die Deutschen nicht?“

Und bei einem spätern Besuche: „Ich stehe in einem furchtbaren Kampfe, aber ich werde ihn durchfechten. Freilich, wieviel ermutigender wäre es für mich, wenn namentlich auch in Deutschland unsere Sache mehr in Fluß käme und schöpferische Geister jenseits des Rheins in mächtigen Werken eine Phalanx gegen die litterarische Reaktion der Alten und Verdorbenen bildeten. Nur Werke und immer wieder Werke, bedeutend an Zahl und Gewicht, können uns den Sieg erstreiten.“

Heute können wirs den Gegnern unseres vaterländischen

Realismus frei ins Gesicht sagen, was Zola uns gewesen. Er ist vornehmlich etwas ganz anderes für uns gewesen, als sich die Professoren vom Schlage Volkelts einbilden — nicht der Dalailama einer neuen Kunstoffenbarung, sondern der große, geniale Mutmacher, weniger ein litterarisches, als vielmehr ein sittliches Vorbild. Er hat uns das Herz stark gemacht, unserer mit allen Garantien des Erfolges und des pekuniären Vorteils ausgestatteten Familien-, richtiger Kinderstubenlitteratur, die allmählich ganz in Heuchelei und Leisetreterei und jämmerliche Ohnmacht versunken war, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und das Banner der ehrlichen, freien, unabhängigen Litteratur, der männlichen, starken Kunst aufzupflanzen.

Was uns Zola für die Würde des Buches, das bedeutet uns Ibsen für die Würde der Bühne. Ibsen ist uns in erster Linie der große Heerrufer im Streit gegen die künstliche Verlotterung und moralische Entartung der Schaubühne. Und hier liegen auch unsere innigen Berührungspunkte mit dem urgewaltigen Reformator der Oper, mit dem genialen Begründer des neuen Musikdramas, mit dem Meister von Bayreuth. Die Streitschriften Richard Wagners haben mehr zur Förderung der vaterländischen litterarischen Revolution und zur Entfaltung des kernechten Naturalismus in Deutschland beigetragen, als die kritikschwätzenden Professoren sich träumen lassen. Meine Erleuchtung und meinen Ausgangspunkt zur Revolutionierung des versumpften Litteraturwesens habe ich — um ein persönliches Beispiel zu geben — am Lebens- und Kunstwerke Richard Wagners genommen. Nicht durch Zola, sondern durch Wagner habe ich den Naturalisten in mir entdeckt. Sein Buch „Oper und Drama“ ist meine ästhetische Fibel gewesen.

In Volkelts redseligem Aufsatz kommt nicht einmal der Name Wagners vor — Beweis genug, wie wenig der Würz-

burger Professor in den Geist der Geschichte der modernen deutschen Kunstbewegung eingedrungen. Dafür schweift er auf das Gebiet der bildenden Künste ab und ergeht sich über Malerei in so oberflächlichen Redensarten, daß einem verständigen Leser die Haut schaudert. Von konkreten Unterlagen und Nachweisen auch hier nirgends eine Spur. Worte, Worte, Worte. Diese Partie des Volkeltschen Aufsatzes hat in Münchener Künstlerkreisen geradezu Entsetzen über die professorale Süffisance erregt.

Ein junger Meister des Pinsels bemerkte, als er diese verwunderlichen Expektorationen gelesen, sehr richtig: „Wer über die Grenzen der Malerei reden will, über die Beschränktheit ihrer technischen Mittel, der sollte doch vorher ihren Umfang kennen! Nicht einmal ein halbwüchsiger Dilettant, der einen Wereschagin, einen Oswald Achenbach, einen Ferdinand Knab, einen Max Liebermann — ich nenne mit Absicht diese gegensätzlichen Namen — gründlich angesehen, vermöchte solches Zeug daherzureden, wie dieser gelehrte Maulwurf.“

Hätte sich der Herr Volkelt um eine umfassende, ehrliche Kenntnis und redliche Würdigung der neuesten deutschen Kunst und Litteratur realistischer Richtung bemüht, so hätte er auch dem deutschen Leser vermelden können, daß schon Erscheinungen wie die des Lyrikers und Romanciers Wilhelm Walloth und des Lyrikers und Novellisten Detlev v. Liliencron — um nur diese beiden zu nennen, die Volkelt natürlich nicht genannt hat — den ewig aufgewärmten Vorwurf der Auslandsnachahmerei bis zur Vernichtung entkräften. Thatsache ist, daß gerade die neueste Richtung, die äußerste Linke der Bewegung, eine Reihe von Künstler- und Dichtertypen aufweist, deren unbefleckte Eigenart und urdeutsche Kraft nur von der heillosesten Dummheit oder Bosheit in Frage gestellt werden können.

Das Maß seiner Sünden bringt Volkelt zum Überfließen, wenn er persönlich wird und mit Beleidigungen und Berufsehrabschneidereien hantiert, wie der erste beste Kritikaster im Busch. Oder ist es etwas anderes, wenn er z. B. über meine Wenigkeit Beschuldigungen verbreitet, die von wirklichen Kennern meiner Person und meiner Schriften als erlogen und erstunken (um mit Lessing zu reden) bezeichnet werden müssen? Wenn er mich mit einigen jüngeren Schriftstellern in einen Topf wirft und behauptet, daß ich an gegenseitiger und eigener „faustdicker“ Lobhudelei teilnehme, wohl auch meinen „eigenen Namen dem Publikum ins Ohr schreie,“ mein „Ich aufblähe“?

Es ist dies so wenig wahr, daß ich wiederholt abfällige Urteile über meine Schriften in meiner eigenen Zeitschrift zum Abdrucke gelangen ließ und die Schriften meiner Freunde selbst der strengsten und rücksichtslosesten Kritik unterzog. Daß ich dem Publikum meinen Namen ins Ohr schreie, ist so gründlich erlogen, daß ich meine letzterschienenen fünf Bände (Roman „Die klugen Jungfrauen,“ „Fantasio“ und „Pumpanella“) nicht einmal in der „Gesellschaft“ zur Besprechung gebracht habe. Ich schreie dem Publikum meinen Namen ins Ohr! Als ich zwei Winter lang in Paris Vorträge über deutsches Geistesleben in französischer und deutscher Sprache gehalten in der Association littéraire, im Institut polyglotte und im deutschen Turnverein und vom Minister Ferry zum Offizier der französischen Akademie ernannt wurde für meine internationalen litterarischen Bemühungen, habe weder ich selbst noch hat irgend ein Reporter auch nur eine Zeile darüber in die deutschen Zeitungen geschrieben und ich habe es still geduldet, daß mich Hieronymus Lorm damals in einem Feuilletonaufsatz des „Frankfurter Journals“ als Zolafreund aufs gröblichste insultierte. Aber der gelehrte Herr Volkelt weiß das alles

besser; es bleibt dabei, ich schreie dem Publikum meinen Namen ins Ohr, ich blähe mein Ich! Die „Allg. Zeitung" selbst hätte ihn eines Bessern überführen können. Seit zwei Jahren habe ich eine förmliche Zusage von dem Redakteur Dr. Otto Braun, daß meine Romane eine sachliche und umfassende Besprechung in der „Allg. Zeitung" finden sollen. Die Zusage wurde noch nicht erfüllt, und es ist mir bis heute nicht eingefallen, den Herrn Dr. Braun an sein Wort zu erinnern. Nein, eine sachliche Besprechung meiner Romane schien dem Herrn Dr. Braun bis jetzt noch nicht gelegen, wohl aber dies, daß Herr Professor Dr. Volkelt mich in seinem Blatte, an dem ich einst selber italienischer und französischer Mitarbeiter gewesen, ohne redaktionelle Einschränkung mit Schmutz bewerfen durfte. Oder heißt es nicht einen in heißem Bemühen nur seinen Idealen und seiner Arbeit lebenden Schriftsteller mit Schmutz bewerfen, wenn man ihm ohne jedweden Wahrheitsbeweis nachsagt, daß er sich faustdicken Selbstlobes schuldig mache, seine Kameraden lobhudle, seinen eigenen Namen dem Publikum ins Ohr schreie, sein Ich aufblähe — und schließlich „geistreichelnde Interessantthuerei für reifes dichterisches Schaffen ausgebe"? Und dem fügt der ehrenwerte Herr Professor und Feuilleton-Schreiber im Tone der eigenen Unfehlbarkeit hinzu: „So macht es Conrad."

Man beachte: Volkelt sagt nicht, daß meine Schriftstellerei im Grunde nur „geistreichelnde Interessantthuerei," daß mein dichterisches Schaffen „unreif" sei; denn das wäre einfach eine kritische Meinung, die, ob zutreffend oder nicht, individuell berechtigt wäre, wie jede ehrliche Meinung. Nein, Volkelt erklärt kurzweg ex cathedra: „Conrad giebt geistreichelnde Interessantthuerei für reifes dichterisches Schaffen aus," d. h. Conrad betrügt, schwindelt, fälscht mit Absicht! Das Ent-

scheidende liegt hier in dem gewiß nicht bewußt- und absichtslos gebrauchten Verbum „ausgeben.“ Da nicht nur wohlbestallte Professoren und Beamte, sondern auch freischaffende Schriftsteller eine gesetzlich zu schützende Berufsehre haben, so könnte hier der biedere Herr Volkelt wegen Berufsehrabschneidung gerichtlich belangt werden. . .

„So macht es Conrad.“

Nein, so macht es Conrad nicht, hat es nie gemacht und wird es nie machen. Die Volkeltsche Behauptung ist auf deutsch eine bodenlose Frechheit und gemeine Lüge.

Wie es eine groteske Fälschung meines litterarischen Charakters ist, wenn derselbige gelehrte und gewissenhafte Herr so ganz summarisch und obenhin meinen Schriften „Widerliches im Grundton und zahlreichen Einzelheiten“ andichtet. Doch das ist schließlich Geschmackssache, etwas widerlich zu finden, oder es beruht auf moralischen und intellektuellen Defekten bei dem Finder, worüber sich nicht rechten läßt. Der Grundton z. B. meines Romans „Was die Isar rauscht“ ist der tragische Schmerz darüber, daß die herrlichsten Künstlerphantasien an der Gemeinheit des Geldsacks und der Stumpfheit des großen Haufens scheitern, oder in den „Klugen Jungfrauen,“ daß in einer verweibsten Kultur der männlichste und keuscheste Mann den Kürzeren zieht, oder in meinem „Totentanz der Liebe,“ daß die Dämonie der Sinnlichkeit die weicheren und höheren Naturen rettungslos vernichtet und um den Segen der besten Begabung bringt, während ich in meinen „Töchtern Lutetias“ und im „Fantasio“ die Herrlichkeit des Machtgefühls einer unverbrauchten Kraft, eines starken, unverdorbenen Blutes bejubele, natürlich mit manchen ironischen Dissonanzen — wer das „widerlich“ findet und dem Romancier als dichterisches

Verschulden zur Last legt, der ist eben mit anderen Organen begabt, als der normale Empfindungsmensch.

Auch darüber will ich mit dem Herrn Professor nicht rechten, daß er über den „ritterlichen Hutten,“ der mir von Karl Bleibtreu in einer freundschaftlichen Widmung angehängt wurde, „nur lachen“ kann. Ich habe mir zwar auf diese Bezeichnung niemals das Allermindeste eingebildet und seither geglaubt, daß dergleichen Widmungs-Aufmerksamkeiten ganz persönlich intimer Natur seien und der litterarischen Kritik nicht unterständen. Allein wie ich nun sehe, habe ich die Rechnung ohne den deutschen Professor gemacht, dessen allumfassende Kritik zwar über litterarische Nachweise hinweghüpft und Büchertitel, Seitenzahlen u. s. w. leichtfertig unterschlägt, dafür aber sogar das Widmungsblatt in einer kleinen Broschüre vor das Forum der Öffentlichkeit zieht, sich den Bauch hält und — über den „ritterlichen Hutten“ lacht — „nur lacht.“ Ich gönne dem professoralen Heiterling dieses Vergnügen. Habeat sibi. Jeder nimmt eben seinen Lachstoff, wo er ihn gerade findet, und Leute, die nicht wählerisch sind und ein dringendes Lachbedürfnis empfinden, lachen sogar öffentlich vor dem gesamten Leserkreis der „Allg. Zeitung“ über den „ritterlichen Hutten“ auf einem harmlosen Widmungsblatt. Es giebt Leute, die einfach alles fertig bringen, und zu ihnen gehört nach dieser öffentlichen Lachprobe offenbar auch der würdevolle Professor Volkelt in Würzburg. Nur will ich bei diesem Anlasse seiner beschränkten Belesenheit ein wenig nachhelfen und ihm verraten, daß dieser so stark auf seine Lachmuskeln wirkende „Hutten“ lange vor Bleibtreu in einem ebenso umfang- wie positiv inhaltreichen Buche auf mich anzuwenden und sogar — staunen Sie, Herr Professor Gründescheu! — zu begründen versucht wurde von einem Manne, der gar nicht

im Lager der „allermodernsten Richtung“ steht, und nicht so leicht zum Lachen zu reizen ist, wie ein ixbeliebiger deutscher Hochschullehrer, von einen Manne, der die ernsten Probleme des Lebens und der Dichtung auch mit dem gebührenden Ernste und der gebührenden Sachkenntnis zu erfassen und zu behandeln versteht, von Wolfgang Kirchbach. Siehe „Ein Lebensbuch,“ München und Leipzig, 1886, Kap. II., S. 107—115: „M. G. Conrad und seine Schriften.“ Notabene, in diesem Buche eines einfachen Schriftstellers stehen auch noch sonst einige Kapitel über naturalistische Dichtung und Malerei, die sich mancher deutsche Professor zur Abrundnng seines Wissens und Verstehens aneignen dürfte; bevor er sich herausnimmt, über „Dichtung und Wahrheit“ apodiktisch loszulegen.

Und weil ich gerade daran bin, meinem professoralen und doch so lachlustigen Gegner in christlicher Feindesliebe ein wenig unter die Arme zu greifen — unter die Arme, nicht höher, nicht bis an die Ohren, obwohl das Vorbild meines fränkischen Landsmannes Hutten in diesem Falle den höheren Griff noch als ritterlich und christlich rechtfertigen würde —, so will ich ihm auch noch dies verraten, daß ich schon vor dreizehn, vierzehn Jahren mir eine der Bleibtreuschen ähnliche Bezeichnung in einer italienischen Zeitschrift gefallen lassen mußte. Es war dies in jener wunderschönen, kampfesfreudigen Zeit, wo ich die Fehde gegen die Dunkelmänner, gegen deutsche und wälsche Lügenwirtschaft in Institutionen, Vereinen und Zeitungen, im Schatten des Vatikans selbst mehrere Jahre unverdrossen führen half, bis der Serie meiner Streitschriften durch die Konfiskation meiner letzten römischen Bücher „Spanisches und Römisches“ und „Die letzten Päpste“ (in vierzehn Tagen drei Auflagen!) von seiten des preußischen Staatsanwalts im März 1878 ein jähes Ende bereitet wurde. Es war dies in jener wunder-

schönen Zeit, wo Herr Doktor Volkelt vielleicht noch nicht einmal Professor war und, statt von Naturalismus, noch von der Traumphantasie, vom Symbolbegriff, von Kantischer Erkenntnistheorie und anderen unschuldigen scholastischen Sachen träumte, mit denen man sich so glatt und stetig bis zum Inhaber einer Universitätskanzel hinaufschreiben kann, ohne — das Lachen zu verlernen über den „ritterlichen Hutten" und andere Narren der Wahrheit und Wahrhaftigkeit im Leben und Dichten und Kritisieren, und ohne den Mut zu verlieren, durch das Sprachrohr Grillparzers Deutschlands jüngere Schriftsteller „Lumpe" zu schimpfen.

Ich schließe. Ich hoffe für heute genug für den Herrn Professor Volkelt gethan zu haben.

Und nun einige Fragen an das lesende deutsche Volk: Ist es eines deutschen Universitätslehrers und der von ihm vertretenen Wissenschaft würdig, unter dem Vorwande, einen „Beitrag zur Kritik der Ästhetik" des Naturalismus zu geben, in schnodderiger und unmotiviert beleidigender Weise gegen mitlebende vaterländische Schriftsteller zu Felde zu ziehen, in der Charakterisierung der Autoren der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen und Männer der öffentlichen Verachtung preiszugeben, die durch lange arbeitsreiche Jahre einen Anspruch darauf haben, in der heimatlichen Presse eine sachliche Zergliederung ihrer Schriftwerke und ein gerecht abwägendes Urteil über ihre gesamte litterarische Thätigkeit zu erwarten? Ist es eines deutschen Universitätslehrers würdig, die vaterländischen Bahnbrecher einer neuen Kunst und Dichtung den Fremden nachzusetzen, sie mit persönlichem Beleidigungskram zu überschütten und dafür weite fruchtbare Strecken der naturalistischen Ästhetik einfach links liegen zu lassen? Werden für solche Heldenthaten die deutschen Professoren aus unserem Säckel bezahlt? Lautet

die Antwort nein — und sie kann nicht anders lauten, wenn das Volk noch Herz und Gewissen im Leibe hat —, dann fragen wir Beleidigten und Geächteten zum Schlusse: Quousque tandem?

Leichtlebige Leser werden nun freilich vermeinen, daß ich diese Professorengeschichte viel zu tragisch und — zu persönlich genommen. Ich kann nach bestem Wissen und Gewissen diese Auffassung der Leichtlebigen nicht teilen. Der Fall Volkelt ist typisch. Er wiederholt sich hundertfach in unserem vaterländischen Geisteswesen und Kulturbetrieb. Daher muß zu jeder Zeit und an jedem Orte dagegen angekämpft werden.

Der Zufall spielt mir ein Feuilleton in die Hand, das vor bald zehn Jahren Max Nordau in der Wiener „Presse“ unter dem Titel „Deutsche Bücher über Paris“ veröffentlichte. Selbst auf die Gefahr hin, von einem Dutzend Volkeltianern der Selbstreklame geziehen zu werden, gebe ich hier dieses verschollene Feuilleton in getreuem Wiederabdruck, denn es hat jetzt in jedem Betracht dokumentarischen Wert.

Max Nordau, der berühmte Verfasser der „Konventionellen Lügen,“ schrieb also:

„Vor mir liegen drei stattliche Bände und eine Broschüre, die alle innerhalb der letzten sechs Monate erschienen sind, die alle M. G. Conrad zum Verfasser und Paris zum Gegenstande haben. Ich las sie um ihres Gegenstandes willen, und als ich sie gelesen hatte, war mir ihr Verfasser lieb und wert geworden wie wenige, die heute die Feder führen. M. G. Conrad ist ein ganz eigenartiger litterarischer Charakterkopf von höchst energisch ausgeprägtem Relief der Züge und einer fast aggressiv individuellen Physiognomie. Auch sein Entwicklungsgang hat nichts mit dem der landläufigen Schriftsteller gemein. Ganz jung, griff er vor knapp einem Jahrzehnt zur Feder, nicht um litterarische

Glorie zu erwerben, sondern um für Ideen des Fortschritts und der Aufklärung zu kämpfen. Wunderlicher Querkopf! Sonderbarer Schwärmer, der seine Zeit nicht versteht! Statt sich in einer deutschen Stadt, sagen wir Berlin oder Wien oder Leipzig, hübsch ehrbar niederzusetzen, bescheidentlich an der Thür irgend einer Clique anzuklopfen und im Vorzimmer zu warten, bis ihm aufgethan und ein Platz am warmen Ofen der Kameraderie und am wohlbesetzten Tische eingeräumt würde, wo die Ansassen sich gegenseitig freundschaftlichst die volle Schüssel saftigster Reklame reichen; statt mit den einflußreichen Kritikern Bekanntschaft zu pflegen und Bruderschaft zu trinken, bei den bedeutenden Redactionen ein- und auszugehen und Mitglied der angeseheneren litterarischen Vereine zu werden, mit Einem Worte, statt so zu thun wie alle anderen deutschen Schriftsteller, die den Erfolg wünschen und sich eine Reputation machen wollen, hat unser Michel Georg Conrad die Schrulle, die weite Welt unter die Beine zu nehmen und alle die liebe Zeit her in wildfremden Ländern, zuerst in Italien, dann in Frankreich, herumzustreifen, fern von jeder Clique, die ihn fördern konnte; fern von allen deutschen Kritikern und Redaktionen, denen er unbekannt blieb und die ihn darum emsig ignorierten, einzig und allein seinen fixen Ideen lebend, die da heißen: Völkerfreiheit und Geistesemanzipation. Was geschehen mußte, geschah. Die Kritik nahm jahrelang von Conrad keine Notiz, und ich zweifle, daß man seine Bücher — er hat deren bis nun über anderthalb Dutzend geschrieben — in vielen Leihbibliotheken finden wird. Allein ein kleiner Teil des deutschen Publikums wurde bereits durch sein erstes Buch („Erziehung des Volkes zur Freiheit," Leipzig, 1870) auf den Verfasser aufmerksam und folgte ihm seither treulich auf all seinen litterarischen Zickzackpfaden, ob er sein Gefolge anhänglicher Leser nun zu „Pestalozzi" führte oder ihm „Spani-

sches und Römisches" erzählte, ob er ihm „Die religiöse Krisis" schilderte oder „Die klerikale Schilderhebung" darstellte, oder endlich von den „Letzten Päpsten" fabulierte.

Gegenwärtig hat Conrad sich Paris zum Beobachtungsobjekt gewählt und tastet es emsig mit seinen geistigen Fühlhörnern von allen Seiten ab. Die bisherigen Früchte seiner Forschungen heißen: „Pariser Kirchenlichter" (Zürich, Verlags-magazin, 1880), „Parisiana. Plaudereien über die neueste Litteratur und Kunst der Franzosen" (Breslau, Schottländer, 1880) und „Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur" (erste und zweite Serie, Leipzig, Karl Reißner, 1881). Was Conrad in diesen vier Bänden über Paris zu erzählen hat, das weicht durchaus von dem wohlbekannten stereotypen Feuilletonistengefasel ab. In vier Bänden ist Platz für mancherlei, und es könnte da sicherlich neben Neuem auch Altes mitunterlaufen, und dennoch würde man vergebens Schilderungen des Boulevards und des Tuileriengartens, Hymnen auf die Kokotten und Rhapsodien auf die Cabinets-Particuliers darin suchen; dieser merkwürdige Mensch weiß nichts von der Maison dorée und nichts von der Grisette zu sagen, er entdeckt weder den Concierge noch den Sergent de Ville; er spricht nicht vom Pariser Esprit, noch von der liebreizenden, holden, anmutigen, geistreichen u. s. w. Pariserin; unglaublich, aber wahr: es kommt in allen den genannten Büchern nicht ein einzigesmal das Wort Champagner vor. Er geht verstockt und eigensinnig all den bewährten Stoffen aus dem Weg, die schon so vielen Büchern über Paris eine sicher wirkende Anziehungskraft verliehen haben, und verschmäht es, in seine Auslage auch nur eine einzige jener falschen Schmucksachen aus Weißblech und Glasbrillanten zu thun, die bei all seinen Konkurrenten in solchen Massen glitzern und flimmern.

„Ja, aber wenn er weder von Kokotten noch von Cabinets-

Particuliers, Boulevards, Grisetten, Champagner u. s. w. spricht, womit in aller Welt füllt er dann seine vier Bände an?" höre ich fragen. In der That, man würde das nie erraten. Dieser sonderbare Schwärmer Conrad sieht in Paris nichts als die Ritter vom Geiste, die Maler, die Musiker, die Dichter, die Kanzel- und Parlamentsredner, die Politiker und Staatsmänner, er sieht hier nichts als die schwere Hirnarbeit, aus der sich der Gedanke des Fortschritts herausringt, ihn interessiert nichts als die geistige Produktion, welche die wahre Größe Frankreichs ausmacht, und er spricht von nichts als von dem homerischen Kampf der neuen mit den alten Ideen, der gegenwärtig in Frankreich heftiger als irgendwo in Europa tobt.

Beklagenswerter Geschmack von diesem Conrad, nicht wahr? Und ich sehe schon, wie jene Leser, die ein Buch über Paris nur in der Hoffnung zur Hand nehmen, darin „Pikanterien" zu finden, sich von den Büchern Conrads enttäuscht und gelangweilt abwenden. Immer zu! Der Verfasser weint ihnen sicherlich keine Thräne nach. Conrad haßt die Frivolität und hält nichts auf frivole Leser. Er wendet sich an ein ernstes Publikum, das seinen tiefen sittlichen Ernst begreift und würdigt, und d i e s e s Publikum wird es gewiß nicht bedauern, unserm Autor seine Aufmerksamkeit zugewendet zu haben.

Ich habe eben gesagt, daß Conrad eine durchaus eigenartige Physiognomie habe. Und doch, wenn ich scharf zusehe, entdecke ich eine Ähnlichkeit in dieser Physiognomie; sie erinnert an das edle Antlitz Börnes. Es läßt sich ohne Zwang eine Parallele ziehen zwischen dem großen Verfasser der „Pariser Briefe" und dem Autor der „Französischen Charakterköpfe." Beide verbinden mit aufrichtiger Schätzung französischer Geistesvorzüge eine glühende, leidenschaftliche Liebe für ihr deutsches Vaterland; beide rühmen freisinnige Menschen und Institutionen Frankreichs

nur, um dem in schauerlicher Reaktion sich windenden und krümmenden Deutschland ein beschämendes und stachelndes Beispiel vorzuhalten; beide blicken fortwährend auf Deutschland, während sie Frankreich preisen, wie eine schöne Frau manchmal mit einem ihr im Grunde ganz gleichgiltigen Manne kokettiert, um die Eifersucht und dadurch die Liebe eines andern zu entfachen, den sie wirklich liebt. Und außer seinem innigen deutschen Patriotismus, außer seinem lodernden Enthusiasmus für Freiheit und Aufklärung hat Conrad noch etwas mit Börne gemein: eine geistblitzende, originelle, prächtige Sprache, deren funkelnde Verve mitunter fast blendend wirkt.

Wie schneidig klingt beispielsweise der Schluß der Vorrede zu den „Pariser Kirchenlichtern.“ Conrad zitiert ein Wort des bekannten Popularisators Flammarion, der sich darüber beklagt, daß selbst ernste Menschen heutzutage in Frankreich noch Predigten anhören, und daß man sich scheue, „neben den Totenkerzen aus den Krypten des Mittelalters die mächtigen elektrischen Lichter der Gegenwart anzuzünden,“ und er fährt fort: „Ja, das wäre eine That zur Begründung des wahrhaftigen Kulturfriedens! Neben jede Kanzel des alten Glaubens eine Kanzel der neuen Wissenschaft landauf landab — neben jeden Kleriker einen freien Lehrer, neben jeden biblischen Zeichendeuter einen Astronomen, neben jeden Träumer einen Denker, neben jeden Kultusminister einen Kulturminister, neben jeden Heuchler einen Schandpfahl und neben jeden Stänkerer eine frische Haselrute stellen — das wäre ein Schritt zum Ziele.“

Wie packend ist die bittere Ironie, mit der er in einer anderen Vorrede, in der zu „Parisiana,“ von den rückläufigen Tendenzen der deutschen Reichsregierung spricht! „Die Vergangenheit, die wir längst tot und eingesargt geglaubt, schlägt plötzlich ihre schwärmerischen Erinnerungsaugen auf und öffnet die

Lippen zu den glühenden Schwüren, daß das Moderne und Fortschrittliche nichtsnutzig und abscheulich, das Gewesene hingegen nichts als eitel Güte, Schönheit und Ordnung sei. Dabei wird einem so närrisch weich um die Seele, daß man sich vor süßer Sehnsucht, vor romantischer Vergangenheits-Sentimentalität kaum mehr zu fassen weiß. Die Gedanken stehen still, wie einst die Sonne im Thale Ajalon, und im Überschwange der gläubigen Gefühle, denen gleichfalls der staatliche Schutz verheißungsvoll lächelt, ist der ehrenfeste Modernitätsmensch so verwirrt, daß er den ersten besten Zopf für den sublimsten Auswuchs, für das legitimste Produkt des menschlichen Gehirns und den Herrn v. Windthorst für den vollendetsten, deutschesten Reichsbruder nimmt, obgleich im „Kladderadatsch" geschrieben steht: „Du bist der beste Bruder auch nicht."

In „Parisiana" giebt Conrad eine Geschichte der Comédie Française, deren Bedeutung für die Entwicklung der dramatischen Litteratur Frankreichs er trefflich darstellt, immer mit dem obbemeldeten Seitenblick auf Deutschland, das seit der neuen Reichsherrlichkeit wohl den Juliusthurm zu Spandau mit dem Kriegsschatz zu erbauen, jedoch kein deutsches National-Theater von der Bedeutung des Theatre Français zu gründen verstand. Ein zweites Kapitel ist Emil Augier gewidmet, den er uns als den „letzten Gallier" vorstellt. Er entwirft von ihm folgendes Porträt: „Eine kräftige, breitschultrige Gestalt, ein runder, wohlgeformter Kopf mit kahlem Scheitel, eine brave Stirn ohne paradoxale Höhe, eine lange, dominierende Nase, deren Flügelansätze etwas aufwärts gezogen, zwei kleine, wohlwollende, in komfortabel ausgebauten Höhlen wohnende Augen, ein kurz gehaltener grauer Vollbart, feine Ohren, voller, runder Hals, elegant geschnittene Kleidung — das sind die Details seines Lichtbildes." Diesem Porträt der physischen Erscheinung Augiers

füge ich als Pendant das einem folgenden Kapitel („Ein Musikanten-Kleeblatt") entnommene, mit wenigen Pinselstrichen ausgeführte Porträt der geistigen Physiognomie Gounods an: „Die seltsame Mischnng von Schwärmerei und Berechnung, von Mystizismus und Sensualismus, von Kirchendunst und Salonparfüm, von indischer Askese und Pariser Lüsternheit, kurz von allem, was die Psyche eines modernen Künstlers an Widersprüchen in ihrem Wesen bergen kann, hat aus Gounod eine schwer zu enträtselnde Musikanten-Figur gemacht. . . . Der Quell seiner musikalischen Phantasie sprudelt so freudig und hell, als hätte nie eine trübe Lebens- und Kunsterfahrung daran gerührt. Freudig und hell, sage ich, ohne damit jene mystische Verdüsterung in Abrede stellen zu wollen, die sich zeitweilig wie ein Schleier dämpfend auf die klingendsten Saiten seiner Seele legt. Die Neigung zu schwermütigen, religiös angehauchten Träumereien ist dem merkwürdigen Manne angeboren. Sie kommt in seinen frühesten wie späteren Werken zum Durchbruch, meist unvermittelt, sprunghaft, nach dem Schelmenlied des angesäuselten Klosterbruders das schmerzliche Miserere."

Das bedeutendste Kapitel in „Parisiana" ist jedoch „der Großmeister des Naturalismns, Emil Zola." Es ist die beste Biographie und Charakteristik des Verfassers der „Rougon-Macquart," die wir bisher in deutscher Sprache besitzen. Conrad ist ein unbedingter Bewunderer der Methode Zolas und klopft die kritischen Feinde desselben, namentlich Ludwig Pfau, mit ergötzlicher Gewandtheit windelweich. „Zola," ruft Conrad aus, „läßt das Volk seine eigene Sprache reden. Es ist ein fortgesetztes lautes Denken der Volksseele im Zolaschen Roman. Die Haare stehen uns zuweilen zu Berge, so roh, gemein, trüb sind die Offenbarungen der Volksseele — aber es sind Offenbarungen! Zola interveniert nicht, um sie abzuschwächen, zu fälschen,

zu übermalen, denn er ist ein ursprünglicher Volksdichter, der da fühlt, welche wilden Heilkräfte, welcher dämonische Zauber, welcher göttliche Natursinn auch im rohesten Worte rinnen und rieseln, das ungehemmt aus der Volksbrust hervorbricht. Du fühlst nichts davon, du hast kein Bedürfnis nach den ursprünglichen Offenbarungen, elegantes Salonkind? Wohlan, laß Zola in Frieden und halte dich an jene Romandichter, die ihre aller Wirklichkeit des Weltlebens, aller Logik der Thatsachen spottenden Phantastereien, ihre subjektiven Pikanterien einer zügellos im Reiche imaginärer Leidenschaft schwelgenden Psyche so geistreich und poetisch einzukleiden wissen; halte dich an jene Autoren, die ihre unzüchtigen Geschichtchen und schlüpfrigen Intriguen so wunderbar anständig erzählen, die schlimmsten Worte so prächtig vergülden und den nichtsnutzigsten Empfindnngen ein so anständiges Mäntelchen umhängen; halte dich an die poetisierenden Gelegenheitsmacher, in deren Scheinwelt mehr erraten als gesagt werden kann, wo die lesende Phantasie so herzhaft mitsündigen darf und die lasterhaftesten Gefühle so wohlduftig parfümiert sind ..."

Ist das schneidig? Ist das geistreich und treffend?

Die „Französischen Charakterköpfe" sind eine Galerie von hochinteressanten Porträts. Wir finden da die Staatsmänner Grevy, Gambetta, Ferry, Clemenceau, Cremieux, Naquet, Floquet, Barodet; den Journalisten Lockroy; die Dichter Daudet, Dumas fils, Sardou, Victor Hugo, Flaubert; die Musiker Vaucorbeil, Delibes, Lecocq, Duvernoy, die Schauspielerin Sarah Bernhardt — lauter Kleinode biographischer Kunst, mit einer Feinheit der Umrißzeichnung, einer psychologischen Vertiefung, einer Wärme der Sympathie und einer Gewalt der Abneigung ausgeführt, die sich bei zeitgenössischen Schriftstellern kaum in solcher Vereinigung wiederfinden. Gern würde ich auch aus diesen beiden Bänden manches anführen, allein es würde zu viel Raum erfordern,

wollte ich Conrad nochmals zu Worte kommen lassen, und ich ziehe es vor, den Leser auf die Bücher selbst zu verweisen, die nicht nur litterarisch sehr hoch stehen, sondern auch von einem idealen Schwung und mannhaften Freimut sind, der in den Werken der heraufkommenden Schriftsteller-Generation leider fast gar nicht mehr angetroffen wird. Dr. Max Nordau.

Paris, im Dezember 1880."

8.

> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre. Schiller.

Es besteht Gefahr, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht wird. Man verlegt seine Moral ins Formelle und Nebensächliche, man beschneidet seine Ehrbegriffe und schwächt sein stolzes, alle Gebiete der Lebensbethätigung mit ursprünglicher Energie erfüllendes Selbstbewußtsein, jenes große, allumfassende Bewußtsein, das allein eine gesunde, machtvolle Entwickelung der gesamten Volksgemeinschaft verbürgt.

Stellen wir uns auf Schillerschen Standpunkt, dann erscheint die Ehre einer Nation als deren höchstes Gut, des äußersten Opfers wert, soll das Volk selbst nicht in Nichtswürdigkeit verfallen und ruhmlos seinem Untergang zueilen.

Nun kommt aber die verhängnisvolle Blendung, welche die Ehre eines Volkes nur noch in dessen militärischer Bravour erkennen und darum für den befehlenden Militärsmann den raffiniertesten Ehrbegriff, der alle übrigen Ehrgefühle in sich aufsaugt, konstruieren will.

Das ungeblendete Auge erkennt sofort das Ungeheuerliche dieses Vorgangs und seine verderblichen Folgen, die, wenn auch auf Umwegen, allmählig, aber sicher zur eigenen Herabwürdigung der Nation führen. Nächstliegendes Beispiel: Sind die

Blender, die Militär-Chauvinisten, in der öffentlichen Meinung, in der Presse und an den leitenden Staatsstellen in der Mehrzahl, so kann jeder, der ihrem engen Ehrbegriffe widerspricht, in Acht und Bann gethan werden. Der Träger einer abweichenden Meinung wird verfolgt, man bringt für ihn, als einer gefährlichen Ausnahmekreatur, ein Ausnahmegesetz in Anwendung — er geht mit der Freiheit seiner Überzeugung der Freiheit seiner moralischen Eigenexistenz verlustig, er wird für seine Volksgenossen ehrlos! Und das Allerschlimmste: er wird für sich selbst ehrlos, da die Ehre in der Unantastbarkeit des vollen persönlichen Kraftbestandes nach der moralischen und sozialen wie der intellektuellen und materiellen (wirtschaftlichen) Seite beruht. Ein kraft eines Ausnahmegesetzes geknebelter und verfehmter Volksgenosse ist ein ehrloser Volksgenosse, der nicht einmal seines wirtschaftlichen Besitzstandes mehr sicher ist, denn er kann infolge seiner schutzlosen Sonderstellung jeden Augenblick aus Haus und Reich gejagt werden.

Wir haben in Deutschland bereits seit einem Jahrzehnt ein solches Ausnahmegesetz gegen die sogenannten Sozialdemokraten.

Es ist aber nicht wahr, daß die Ehre einer Nation schlechtweg in erster Linie auf dem blutgetränkten Schlachtfelde blüht und verwelkt. Wir sehen es unwiderleglich aus den Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, daß die geistige, die künstlerische, die litterarische, die volkswirtschaftliche Ehre von einem Gewichte sein kann, gegen welches ein militärisches Auf und Nieder einfach ohne Belang ist. Oder anders angesehn: die Einseitigkeit der militärischen Ehre verführt ein Volk dazu, viel belangreichere, fruchtbarere und zuletzt in der höchsten Kulturschätzung historisch allein entscheidende Ehren in chauvinistischem Dusel gering zu achten oder dem Fremden auszuliefern.

So kann der Schillersche Gemeinplatz mit vollem Rechte eine genauere Bestimmung erfahren, ohne ein Jota von seiner Allgemeingiltigkeit zu verlieren: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre künstlerische und litterarische Ehre!

Und nun brauchen wir bloß einen Blick auf die wirklichen Zustände in Litteratur und Kunst innerhalb der deutschen Staatsgemeinschaft zu werfen, um sofort die eingangs behauptete Gefahr zu erkennen, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht wird.

Man betrachte einmal, um sie auf ihre landläufige Wirkung zu prüfen, die drei Sätze nach einander:

Erstens:

Die militärische Ehre Deutschlands ist bedroht —!

Alarmrufe von einem Ende des Reiches zum andern, Trommelwirbel in der gesamten Presse, Landtage und Reichsparlament springen auf die Beine, die Minister und Diplomaten und Feldherren thun kein Auge mehr zu, Millionen werden gefordert und bewilligt, ein Begeisterungssturm braust durch alle Köpfe, Waffen her, Waffen, Waffen, Waffen, die besten, die neuesten, die teuersten . . .

Zweitens:

Die künstlerische Ehre Deutschlands ist bedroht —!

Die Franzosen sind hereingebrochen und überfluten das Land, sie halten bereits sämtliche Theater besetzt —! Das deutsche Gehirn wird vergiftet, der deutsche Kunstgeist geschändet —!

Die kunstfreudigen deutschen Reichsbürger lassen alles liegen und stehen und eilen im Sturmschritt in die Theater, um die fremden Eindringlinge zu bewundern und zu bejubeln und mit höchstem Genuß der Vergiftung des deutschen Gehirns

und der Schändung des deutschen Kunstgeistes durch die Franzosen beizuwohnen. Einige Blätter schreiben schüchterne Proteste, kein Mensch im Reich kümmert sich darum. Die übergroße Mehrzahl der Tageszeitungen, die großen „führenden Organe“ voran, bringen an hervorragender Stelle spaltenlange Berichte über die künstlerischen Großthaten, über die wonnevolle, entzückende Herrschaft der Fremden im Reiche. Man hat an den bestehenden Hof-, Stadt- und Privattheatern gar nicht genug, man gründet in der glorreichen Hauptstadt des deutschen Reiches extra noch eine „Freie Bühne,“ um sie sofort eigenhändig den Ausländern auszuliefern . . .

Drittens:

Die litterarische Ehre Deutschlands ist bedroht, die wirtschaftliche Existenz seiner kühnsten und treuesten Schriftsteller wird untergraben —!

Keine Katz im Reich rührt sich. Doch — da — klingkling, einige Leute gehen mit dem Klingelbeutel und Bettelsack herum, um für die enterbten, den Fremden aufgeopferten Dichter und Schriftsteller des mächtigen deutschen Reiches Almosen zu sammeln. O Ironie, Schillerstiftung nennt sich eine solche Bettelsuppenanstalt für die deutschen Geistesritter! Die aber diese Bettelsuppen zugeteilt erhalten, sind meist gar niemals Geistesritter gewesen, sondern dilettierende Pfarrherren, reimeleimende Beamte und Professoren und deren blaustrumpfelnde Verwandte. Die wirklichen Geistesritter aber, die ihr Leben für die Größe und Macht und Selbständigkeit des vaterländischen Schrifttums, für eine kühne Erneuerung und Fortentwickelung der vaterländischen Dichtung in die Schanze schlagen, die werden von der übergroßen Mehrheit der deutschen Tageszeitungen, die für jeden fremden Schmieranten eine Zeile Lob haben, einfach totgeschwiegen und von den großen „führenden

Organen" verhöhnt, aufs niedrigste beschimpft und beleidigt und der Polizei zu allfälliger Prozessierung wegen Immoralität u. s. w. denunziert . . .

Denn so steht es geschrieben in Schiller, dem idealen Klassiker des deutschen Volkes: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Militärische Ehre, selbstverständlich! kommentieren die uniformierten Lehrer und Weltweisen neuesten Stils.

Litterarische Ehre? Künstlerische Ehre? Künstlerisch-litterarisch-wirtschaftliche Ehre? Blauer Dunst!

O Klassiker-Volk, o Volk in Waffen, wie werden dir dereinst die Fremden die Verachtung deiner vaterländischen idealen Kräfte heimzahlen, wenn du den Weckruf der Thatsachen überhörst und nicht beizeiten die Schärfe deines Gewissens, die Schärfe deines Kopfes und die Ehrfurcht vor dem vaterländischen Geiste zurückgewinnst!

9.

Eine Bühne auf deutschem Boden, in der Hauptstadt des Reiches, hat das Recht verwirkt, sich „frei“ zu nennen, sobald sie als schleppennachtragende Dienerin des Auslandes sich erwiesen. Das Bühnen-Institut der Herren Brahm und Genossen ist in hervorragender Weise eine unfreie, in den Fesseln der Ausländerei sich abquälende Schöpfung. Ich habe deswegen meinen Austritt aus dem „Verein freie Bühne“ mit folgenden Zeilen erklärt:

Ich habe keine Lust, die von Ihnen gepflegte Ausländerei-Wirtschaft irgendwie zu unterstützen. Ich erachte es vielmehr als Pflicht eines jeden vaterländisch gesinnten und das Ansehen unserer nationalen Kunst und Dichtung hochhaltenden Schriftstellers, Ihr Institut zu bekämpfen, so lange es seiner jetzigen Übung treu bleibt. Es ist mir sehr leid, daß ich mich, von der Täuschung befangen, Sie würden ein gerechtes, der deutschen Kunst nützliches Regiment führen, an Ihren Verein angeschlossen habe. Ich erkläre also hiermit meinen Austritt.

München, 23. Januar 1890.

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt —

lautet ein bekanntes Distichon unseres Altmeisters Goethe.

Nun, das ist nicht zu leugnen, daß die Herren von der „Freien Bühne“ seither ihr Werk mit „Ernst und Liebe“ ge-

trieben haben. Allein sie haben es in einem Sinne getrieben, der den Deutschen ganz schändlich „entstellt“, im Sinne der plattesten Auslandsverhimmelei. Auf einen deutschen Dichter brachten sie vier ausländische — und wenn wir einen von den letzeren fraglos als berechtigt gelten lassen wollen, an dieser Bühne zunächst mit einer Ehrenaufführung bedacht zu werden, den Norweger Henrik Ibsen, die übrigen drei waren vom Übel, weil vom Überfluß. Und man soll nicht Überflüssiges vollbringen und damit Zeit und Kraft und Stimmung vergeuden, so lange nicht das Notwendige geschehen. Das Notwendige bei jedem auf Anstand und Selbstachtung haltenden Kulturvolk ist aber zu allen Zeiten dies gewesen, daß in erster und ausschlaggebender Linie die zurückgedrängten einheimischen Kräfte losgebunden, gefördert und auf den rechten Platz zu einem gerechten Urteil geführt werden. Von diesem in der ganzen gebildeten Welt geltenden Gesichtspunkte aus kann das vaterlandslose Gebahren der Herren Brahm und Genossen nicht scharf genug getadelt werden. Sie mögen sich ihren Dank bei den Franzosen, Russen oder Schweden holen — bei den Deutschen haben sie sich durch ihre seitherige schmachvolle Auslandsbevorzugung jedwede dankbare Anerkennung verwirkt.

Über den spezifisch berlinerischen Freien-Bühnen-Realismus, aus dem alles verbannt erscheint, was dem deutschen Volke stets als Geist, Gemüt, Humor und Freudigkeit aus allen seinen großen nationalen Dichtern am nachhaltigsten zum Herzen sprach, soll hier weiter kein Wort verloren werden. Nur so viel sei angemerkt, daß auch das Wenige, was die freie Bühne von deutschen Autoren angenommen hat, alles Mustergiltige und Vorbildliche für das übrige Deutschland dadurch verliert, daß es die realistische Dichtung gerade in ihrer nüchternsten, gemütslosesten und geistig armseligsten Form zur

Erscheinung bringt. Der Realismus der Herren Hauptmann und Arno Holz, soweit er in den von der „freien Bühne“ angenommenen Theaterstücken sich verkörpert, hat für die heutige künstlerische Bewegung nur den Wert eines Kuriosums; künstlerischer Leitstern für den Kopf, künstlerisches Labsal für das Herz der nicht verberlinerten Deutschen wird er niemals werden. Er ist und bleibt eine seltsam traurige Asphaltpflanze der Großstadtgasse, ohne Duft, ohne Samen, ein erstaunliches Wunder der — Technik. Es vollendet die Charakteristik der derzeitigen freien Bühnenleitung, daß sie gerade dieser realistischen Abart der Berliner Litteratur den kleinen Rest ihrer vom Auslandskultus übrig gebliebenen Liebe und Sorge zuwandte. Die bösen Zungen behaupten: des Skandals, d. h. in diesem Falle: des Geschäftes wegen. Habeat sibi. —

10.

Kurz nachdem Berlin in Theodor Fontane seinen berühmten „Siebziger“ gefeiert, hat sich auch München rüsten dürfen, eine ähnliche Feier für seinen siebzigjährigen Dichter Hermann Lingg zu begehen. Eine ähnliche Feier — denn es ist dabei ein Grundunterschied zwischen der norddeutschen und süddeutschen Veranstaltung hervorgetreten, der einem unbefangenen Beobachter viel zu denken giebt.

Freilich schon das Wesen der Gefeierten erscheint als ein grundverschiedenes. Der siebzigjährige Dichter Fontane steht heute noch, wie in seiner blüte- und früchtereichsten Zeit, mitten im brausenden Lebensstrome der vaterländischen Geistesentwicklung, er dient seinem Volke als Held der Feder nicht bloß im Buche, sondern im harten Dienst der Presse. Als unermüdlich thätiger Mann der Presse erringt der Dichter Fontane sein tägliches Brot wie seinen täglichen Einfluß auf den Geist seines Volkes. Diese frische, fröhliche Kampfesstellung zum Erwerb leiblichen und geistigen Gutes hat den Dichter Fontane davor bewahrt, ein weltabgewandter Grämling und Empfindling, ein Gegenwartsflüchtling und vaterlandsloser Künstling zu werden. Diese frische, fröhliche Kampfesstellung des self made man hat ihn jung erhalten, so daß er selbst mit siebzig Jahren noch an den Jüngsten und deren vielfach anderem Leben und Streben seine herzliche Freude haben kann.

Ebenso ist er mit den wachsenden Jahren immer inniger und unlöslicher verwurzelt mit dem Heimatboden seines Landes, seiner Provinz, seiner Stadt. Und aus diesem Heimatboden sind ihm die herrlichsten Nährquellen für sein dichterisches Schaffen in immer mächtigerer Fülle zugeströmt. So ist es gekommen, daß Preußen, die Mark Brandenburg, die Stadt Berlin heute mit Stolz auf ihren Dichter blicken, der als Mann wie als Künstler nicht in klassischen Lüften und kosmopolitischen Nebeln schwebt, sondern in der festesten Wirklichkeit der Heimat und ihres Geistes steht und so ein Mehrer, Erklärer und Verklärer dieses Heimatsgeistes selbst geworden ist.

Daher konnte es auch nicht fehlen, daß zur Jubelfeier dieses im besten Sinne modernen Schriftstellers und ganzen Mannes sich alle um ihn sammelten, vom Minister bis zum jüngsten Zeitungsschreiber, und ihm die schönste und wahrste Huldigung darbrachten, indem sie das Hohelied seiner Jugend anstimmten und seines treuen Heimatssinnes. Fontanes Jugend! Das ist keine Feiertagsphrase. Als Fünfziger, als Sechziger hat sich sein schöpfungsfroher Geist neue Thätigkeitsgebiete erschlossen, er hat nicht „fortgedichtet,“ er hat neu gedichtet, und jedes neue Werk ist immer zugleich ein jüngeres gewesen. Er ist buchstäblich in das Alter hineingewachsen. Was Wunder, daß er bei der siebzigsten Feier seiner Geburt recht eigentlich der „Held des Tages,“ nicht der Jubelgreis gewesen, den man aus irgend einem verschollenen Winkel, irgend einer vergessenen Ecke des Parnasses hervorgezerrt, um ihn dem Volke zu zeigen und erklärend ein Langes und Breites über ihn vorzureden?

Das preußische und berlinische Volk zumal kennt seinen Fontane — nicht vom Hörensagen, sondern aus seinem Schaffen, aus seinen dichterischen Werken und seiner rastlosen Zeitungsarbeit. Die Fon-

tane-Feier in Berlin war darum ein Festtag für alle, die im vaterländischen Geiste leben und weben, ein Ehrentag für alle, die die Feder führen zu Nutz und Frommen ihrer Heimat.

Anders die Lingg-Feier in München. Trotz des Aufgebotes der städtischen Behörden mit Deputationen und Ehrenbürgerbriefen, trotz der Theatervorstellung mit ermäßigten Preisen und teuren Lorbeerkränzen und Beifallsklatschen hat kein unbefangenes Gemüt den Eindruck erhalten, daß es sich hier um eine Kundgabe des dankbar erregten Volksgeistes, um eine Ehrung des dichterischen Lebens in der Kunststadt München handle. Es war vielmehr der Eindruck vorwaltend, daß man nur einen „berühmten“ Namen feiere, den man wohl vom Hörensageu seit vielen, vielen Jahren kannte, dessen Träger aber seine berühmtmachenden Werke in jedem beliebigen Orte der Welt ebensogut oder schlecht hätte schreiben können, als zufällig in München.

Denn auf dem Boden des Gegenwärtigen, des Wirklichen, des Heimatlichen ist der Dichter Lingg so gut wie nie gestanden, und mit dem entwickelungsträchtigen Geiste seines Volkes, mit der lebendigen Sonderart seines Stammes ist er nie zu unlöslicher Herzens- und Geistes- und Kampfesgemeinschaft zusammengewachsen. Linggs Berühmheit in Bayern ist wie ein Schaustück im Glasschranke. Man nimmt das Schaustück heraus und zeigt's den Leuten zum Fenster hinaus und schreibt Zeitungsartikel darüber und hält Ansprachen und versichert, diese Berühmtheit und Kuriosität sei mittlerweile siebzig Jahre alt geworden, und man müsse ihr dieser chronologischen Thatsache wegen Huldigungen und Geschenke darbringen — dann stellt man sie wieder in den Glasschrank, zieht den Vorhang darüber, und alles bleibt, wie's vorher gewesen, das Geistesleben der Heimat spürt von der ganzen Festgeschichte nichts.

Und der Gefeierte selbst! Was ist in ihm durch den ganzen feierlichen Hokuspokus Neues, Lebendiges, Schöpferisches aufgewacht? Er hat in den letzten zwanzig, dreißig Jahren seine Werke vermehrt, aber es ist keine Zeile darunter, die nach Geist und Form, ethischem und künstlerischem Wert über das hinausragte, was er vor vierzig und fünfzig Jahren zu schreiben fähig gewesen. Er ist nicht mit der Zeit gegangen, nicht mit ihr gewachsen, er hat sich nicht mit ihr erneuert und verjüngt. An ihrem Kämpfen und Ringen um neue Ideale hat er nicht teilgenommen, und wenn er in den letzten Jahren auf dem Kampffelde der Publizistik erschien, that er's nur, um in einer litterarischen Personenfrage seine gefährdet geglaubte Stellung als dichterische Berühmtheit zu salvieren und gegen Mitbewerbende die Hand zu erheben.

„Man will den Martin Greif nicht totmachen, sondern nur die Ungebühr verweisen, daß er“ u. s. w. — das war eines seiner letzten geflügelten Worte. Dann zog er sich wieder in seine Schreibstube, in seine engeren Vereine und, sagen wir das harte Wort, in seine Kliquen von der alten Münchener Dichterschul' zurück, die nichts Münchnerisches an sich hat, als den Zufall und die Vorteile des Wohnsitzes, ohne jemals ein einziges Werk hervorgebracht zu haben, das als Monument des Münchner Geistes dauernder als Erz die Schätze des bayerischen Volkstums vermehren hülfe.

Diese alte Klique ist es auch vornehmlich gewesen, welche den Linggschen Jubel- und Ehrentag dazu auserſehen hatte, die scheinbare Stärke ihres Einflusses anden Tag zu legen, die ihr nicht angehörenden litterarischen und künstlerischen Persönlichkeiten als geistige und soziale Nullen zu behandeln. Das alte Spiel, die alte Bosheit, die alte Krähwinkelei. Die Wochenschrift „Münchener Kunst“ hat es den Machern offen in die

Larve hineingerufen und eine kräftige Hand voll Bittersalz in den süßen Festwein geworfen. Während die Fontane-Feier in Berlin großherzig und mannhaft die Alten und die Jungen, die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken um den Jubilar versammelte, hat die alte Klique bei der Lingg-Feier die Vorbereitung sehr schlau so eingefädelt, daß die Anerkennung des Jubelgreises zugleich eine Aberkennung und Zurücksetzung der außerhalb des heiligen Bezirkes wandelnden Talente in sich schloß.

Nie hat sich der Instinkt der Selbsterhaltung bei einer abgehausten Schule krampfhafter, rauhbeiniger, lächerlicher geäußert, als bei dieser festlichen Gelegenheit. Sogar der Klingelbeutel zur Aufbringung der 22,000 Mark-Spende für den Jubilar bimmelte in aller Heimlichkeit nur vor koscheren Geldschränken, unbedacht, daß durch diese Manipulation die Ehrengabe den bösen Charakter eines heimlichen Almosens annehmen mußte. Lingg bedarf aber keines Almosens, denn wenn er auch nicht wie sein Altersgenosse Theodor Fontane als rüstiger Mann der Feder sein Brot zu erschreiben vermag, so hat er's doch so gut getroffen, daß er nach 5—6 jährigem Dienst schon vor dreißig Jahren sich den Besitz einer Pension als Militärarzt sichern, später zum fettesten Pfründner der Schillerstiftung auf Lebensdauer sich aufschwingen und einen Gnadengehalt aus der Hand des Königs entgegennehmen konnte. Es hätte sich also nach jeder Richtung empfohlen, der Geldspende die Bedeutung einer freien, offenen, nationalen Dichter-Ehrengabe zukommen zu lassen. Aber die Klique kann nicht von der Praxis aller Kliquen lassen. Indem sie alle bei ihr nicht eingeschworenen Schriftsteller und Künstler zu verkleinern und zu drücken sucht, verkleinert sie im Grunde nur sich selbst und drückt auch die Achtung der von ihr Gefeierten in den Augen des Volkes herab. Das ist der Humor der Kliquen-Geschichte.

In den Festartikeln, die zu Ehren Linggs in Münchener Zeitungen erschienen, wird kein Vernünftiger eine wohl abgewogene Schätzung der Leistungen des Gefeierten erwarten. Man schwingt das Weihrauchfaß, macht Stimmung — das ist alles. Nur der Aufsatz Julius Grosses in den Münchener Neuesten Nachrichten nahm einige Anläufe zu überzeugender Analyse der Linggschen Arbeiten. Aber bald schlug auch er immer wieder dithyrambisch über die Stränge sachlicher Würdigung. So wenn er von dem sogenannten Epos der „Völkerwanderung“ versichert, daß es zu den „Reichskleinodien im Kronschatz deutscher Litteratur“ zähle, daß einst eine Zeit kommen werde, wo der Deutsche auf dieses Weltgedicht nicht minder stolz sein wird, wie der Italiener auf die Divina commedia.

Abgesehen von allem anderen, übersieht Julius Grosse hier die Hauptsache: Dante hält in seiner „Göttlichen Komödie“ ein förmliches Weltgericht über seine Zeit und seine Zeit- und Raumgenossen — und was für ein Weltgericht! davon weiß die Hölle in ihren tiefsten Schlünden zu erzählen! — während Lingg uns Dinge vordichtet, die seit tausend Jahren tot und begraben sind, Dinge, die ihn und uns nur antiquarisch etwas angehen, die man mit aller Unschuld behandeln kann, weil sie alle ohne lebendige Folgen sind. Wenn das ein Weltgedicht sein soll, wie Grosse meint, dann kann ein Mondbewohner auch ein Weltgedicht auf Vorgänge machen, die sich auf dem Sirius abspielen! Dante setzte bei Abfassung seiner Divina commedia sein Leben ein, er hielt eine furchtbare Musterung, die für ihn selbst fast so gefährlich war, wie für die Gemusterten, er bewies einen Mut, der im fanatischen Mittelalter an Tollkühnheit grenzte. Zu alledem war in dem Linggschen Epos keine Veranlassung, so wenig wie bei jeder anderen problemdichterischen Studierstubenarbeit. Die einzige Gefahr dabei

war die, daß die Kraft zur technischen Bemeisterung des über Jahrhunderte und Erdteile verzettelten Stoffes versagte — und dieser Gefahr ist auch Lingg nicht entgangen.

Nein, Lingg hatte nicht das Zeug dazu, wie Dante ein allumfassendes Gemälde seiner Zeit zu schaffen, die furchtbaren Konflikte des Staates, der Kirche, der Gesellschaft mit höchster, rücksichtslosester Dichterkraft künstlerisch in Eins zu gestalten. Auch kein anderer Dichter hätte heute das Zeug dazu. Darum soll man als ernsthafter Mann auch keine so durchaus unhaltbaren Vergleiche machen, den Dante Dante und den Lingg Lingg sein lassen und jedem geben, was ihm von Rechtswegen nach dem Maße seiner Kraft und Leistung gebührt. Für Lingg bleibt noch Rühmenswertes genug, wenn man ihn als tüchtigen Gedanken-Lyriker betrachtet.

Was man heute an Kühnheit in der Schaffung dichterischer Zeitgemälde sich gestatten darf, um Beachtung und Billigung bei den Zeitgenossen zu finden und nicht unter den Tisch oder zum Tempel hinaus geworfen oder wenigstens polizeilich verboten zu werden, das hat man in diesen Tagen wieder an dem Wildenbruchschen Schauspiel „Der Feldobrist“ in Preußen gesehen. Der begeistertste Hohenzollerndichter und preußische Dynastieverherrlicher mußte sich's gefallen lassen, daß dieses Stück — kein Engel ist so rein! — ohne jegliche Grundangabe in der preußischen Monarchie einfach verboten wurde. Es darf nicht aufgeführt werden, Punktum. Das ist deutsche Dichterfreiheit. Diese Thatsache redet Bände. Sie erklärt zum Teil auch den notwendigen Niedergang und die soziale Bedeutungslosigkeit unseres nationalen Theaters. Wie ganz anders stand die deutsche Schaubühne vor hundert Jahren da! Schillers blutige Jugenddramen „Räuber“ und „Kabale und Liebe,“ in welchen der damals moderne Zeitgeist revolutionäre Orgien

feierte und den herrschenden Klassen ihre Schandwirtschaft, den Fürsten ihre Blutsaugerei und Maitressenskandale vor dem versammelten Volke ins Angesicht schleuderte, sie wurden unbeanstandet auf allen deutschen Bühnen unter dröhnendem Beifall gespielt. Also das Hypermodernste war damals das Alltägliche, die Mitlebenden ließen sich, eingedenk der souveränen Freiheit und unantastbaren Würde der Kunst, auf der Bühne den Spiegel ihrer Sünden und Laster vorhalten ohne nach dem Polizeispieß zu schreien.

Daß heute diese Stücke noch gegeben werden, beweist nichts für die selbständige Herrlichkeit unseres Theaters, denn man spielt sie, wie alle klassischen Stücke, einfach als dramatische Kuriositäten, als theatralische Museums-Sehenswürdigkeiten, und das Volk nimmt sie auch dementsprechend auf als zu seiner antiquarischen Bildung gehörig und denkt in seinem guten Herzen, wie herrlich weit wir's gebracht, da solche Zustände und Erscheinungen heute gottlob nicht mehr möglich.

Gewiß, solche Zustände und Erscheinungen nicht mehr, dafür andere, die ein zweiter Schiller heute mit den nämlichen feurigen Ruten peitschen würde wie damals. Aber dieser zweite Schiller fände heute sämtliche Hof- und Stadttheater verschlossen, wenn er sich sothane Modernitäten leisten wollte. Das ist der Unterschied. Und in diesem Unterschiede liegt unser geistig-ethischer Rückgang, die Knebelung und Brutalisierung der modernen Dramendichtkunst ausgesprochen. Wir haben zweierlei Maßstäbe, zweierlei Augen und Ohren — die einen für das Alte: da ist nahezu alles erlaubt, die anderen für das Neue: da ist nahezu alles verpönt.

Und so hilft man sich mit Kompromiß-Dichterei, zusammengewoben aus Natur und romantischer Fabelei, um wenigstens nicht ganz zu verkommen, oder mit sogenannten „freien“ Bühnen-

vorstellungen bei geschlossenen Vereinsthüren. Aber selbst ein Kompromiß-Schauspiel wie „Die Ehre“ von Hermann Sudermann hatte noch seine liebe Not, eine anständige Aufführung zu finden. Es tritt der überfirnißten Gemeinheit des reichen Vorderhauses ebenso stark auf die Hühneraugen wie der moralischen Verkommenheit des Hinterhauses; es geißelt eine der modernsten und verbreitetsten Formen der Unsittlichkeit und hat nicht einmal vor dem Reserve-Offizier Respekt, wenn er weiter nichts ist als ein Reserve-Offizier, d. h. als Mensch im Reiche der höheren Menschlichkeit keinen Rang bekleidet. Nun sind wir aber in unserm heldenhaften Deutschland so weit, daß schon der Reserve-Offizier nahezu als heilig und unverletzlich gilt. Der alles umgarnende Militarismus hat uns so empfindlich gemacht wie alte Weiber. Wir verstehen keine Kritik und keinen Spaß mehr, sobald die gebenedeite, alleinseligmachende Uniform in Frage kommt. Dazu ist unsere sittliche Reizbarkeit so überfeinert, daß wir zwar auf den Straßen, in den Vergnügungslokalen, Ballsälen u. s. w. die käuflichen Frauenzimmer scharenweise herumwimmeln sehen können, aber Zetermordio schreien, wenn der Dichter eine solche Kulturpflanze bei der Wurzel packt und in Lebensgröße auf die Bühne stellt. Unsere soziale Moral ist eine einzige Heuchelei und Lüge.

Das alles wird im Sudermannschen Stück „Die Ehre“ sehr gut an lebenswahren Figuren und Vorgängen handgreiflich gemacht. Zum Schluß freilich lenkt des Stück ein und bricht alle Spitzen der Wirklichkeit ab. Immerhin bleibt des Ehrlichen genug, um alle ängstlichen Theaterleiter schaudern zu machen. Mit dem Hinblick auf die Kasse überwand Direktor Blumenthal in Berlin den Schauder — und erzielte einen großen Erfolg. Das erfüllte auch den Direktor des Gärtnertheaters in München mit hohem Mut — und siehe da, auch

hier erlebte „Die Ehre" einen beispiellosen Sieg, obwohl die Darstellung nicht durchweg allen berechtigten Ansprüchen zu genügen vermochte. Immerhin verdient Direktor Lang den lebhaftesten Beifall, ein in gewissem Sinne revolutionäres und für die vaterländische Theaterlitteratur und deren realistische Entfaltung trotz aller Kompromisse hochbedeutendes Werk dem Spielplane seines Hauses verleibt zu haben. Seitdem hat es den Weg über alle deutschen Schaubühnen gefunden.

„Es rührt sich was im Odenwald," jubeln die Optimisten. Möchten sie Recht behalten! Wenn wir uns nur zollhoch über das konventionelle Sumpfniveau in Kunst und Leben erheben, dürfen wir den Göttern danken.

11.

Es ist wichtig, die Dokumente zu sammeln, welche zur Beurteilung des sozialistischen Geistes in Deutschland, seiner Art, Stärke und Ausdehnung, ernsthaft in Betracht kommen. Zunächst die Dokumente, wie sie das Gebiet des Rechts- und Staatslebens in der Wiederspiegelung der Tagespresse aller Parteien liefert. Die Bewegung der sozialistischen Geistes-Entwickelung auf dem Gebiete der schönen Litteratur und Kunst hat seither schon in den kritischen Abschnitten unserer Zeitschrift „Gesellschaft" die gebührende Beachtung gefunden.

Für die eigentliche sozialistische und sozialreformatorische Litteratur läßt sich so lange keine zusammenhängende und wissenschaftlich-kritische Behandlung finden, als das bestehende Ausnahmegesetz gegen die „Umsturzbestrebungen" der Sozial-demokratie eine derartige Ausdeutung und richterliche Handhabung findet, daß die Bearbeitung sozialer Probleme überhaupt den besten, reichstreuesten Mann in den Geruch umstürzlerischen Revoluzzertums bringen, seine litterarische Existenz gefährden und die Augen der beutehungrigen und in ihrer Erwerbsgier wenig wählerischen geheimen Späher und Denunzianten und verwandter „Nichtgentlemen" mit polizeilicher Fühlung in sehr folgenschwerer Weise auf sein gesamtes privates Leben und Treiben lenken kann. Ein kluger Mann, ein auf Reinlichkeit und Selbständigkeit achtender Schrift-

steller wird sich hüten, die Aufmerksamkeit dieses Gelichters auf sich zu ziehen.

Es ist vielleicht die schlimmste und traurigste Begleiterscheinung des erwähnten Ausnahmegesetzes, daß es die deutsche Offenheit und Helligkeit trübte, verabscheuungswürdige Zwielicht-Naturen züchtete und den edelsten Köpfen die Lust benahm, in der großen sozialen Bewegung das ruhige Licht ihrer Begabung aufklärend wirken zu lassen. Damit ist allmählich eine Feigheit und Charakterversumpfung über die deutsche Geisteswelt gekommen, eine Verschüchterung und Zerrüttung über die Gemüter, wie ähnliches noch nie, nicht einmal in den bösesten Zeiten unserer vaterländischen Geschichte, beobachtet wurde. Mit der Herrschaft der Ausnahmegesetze, der Polizeispionage, des Lockspitzeltums, der permanenten Sozialistenprozesse u. s. w. sind wir einem Druck überantwortet und so nahe an russische Zustände herangerückt, daß es gerade für den bestgesinnten, offensten und treuesten deutschen Mann (das Wort im höchsten Sinn!) eher eine Trauer als eine Lust ist, in einem solchen Deutschland zu leben.

Gewohnt, in allen Stücken rücksichtslos unsere Schuldigkeit zu thun, werden wir uns auch in den Angelegenheiten der sozialistischen Geistesentwickelung nicht zu jener schmachvollen Leisetreterei und Vertuschungspolitik verführen lassen, welche von schwachen Naturen, d. h. heute von der Mehrzahl der polizeifrommen Menschheit, als aller Lebensweisheit letzter Schluß empfohlen wird. Wie wir in diesem Kampfe um die höchsten Geistesgüter enden werden, ist uns gleichgiltig — was liegt an uns? —; es genügt uns, unser mannhaft Teil beigetragen zu haben, daß das Reich selbst in dieser rückläufigen gehirn- und rückgraterweichenden Bewegung nicht ein Ende mit Schrecken nehme.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, Unrecht ist der Völker Verderben, lehrt die Bibel. In diesem Punkte sind wir bibelgläubig und stehen felsenfest auf dem „Worte Gottes."

Und nun zur Sache!

Vor dem Landgericht zu Elberfeld ist am 30. Dezember 1889 ein Monstre-Sozialistenprozeß beendet worden, bei dem nicht weniger als 87 Angeklagte und 468 Zeugen erschienen waren. Der Prozeß hat eine ungewöhnliche Ausdehnung angenommen und sich mehrere Wochen lang hingezogen. Es handelte sich um den Nachweis der von der Anklage aufgestellten Behauptung des Bestehens einer geheimen Organisation, welche den Zweck habe, die sozialdemokratische Agitation zu ermöglichen und die sozialdemokratischen Schriften zu vertreiben. Ferner wurde auch das Bestehen einer Verbindung zwischen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und jener lokalen Organisation zu gleichem Zweck angenommen. Die Verhandlung hat damit geendet, daß 44 Angeklagte zu Gefängnisstrafen von verschiedener Dauer verurteilt und 43 freigesprochen worden sind, darunter die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Bebel, Grillenberger und Schumacher. Die Anklage stützte sich auf die §§ 128 und 129 des Strafgesetzbuches. Der § 128 bedroht mit Strafe „die Teilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll," der § 129 „die Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken oder Beschäftigungen gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften." Aus den Entscheidungsgründen des Gerichtshofes sind die nachfolgenden Erwägungen hervorzuheben:

„Der Gerichtshof hat als erwiesen angenommen, daß eine allgemeine, ihre Tätigkeit über das ganze deutsche Reich

erstreckende Verbindung einer großen Anzahl von Personen mit der Redaktion und Expedition des „Sozialdemokrat“ zur Verbreitung dieses Blattes und anderer im Verlage des „Soz.-Dem.“ herausgegebener, meistenteils verbotener Druckschriften besteht. Der Gerichtshof hat weiter die Überzeugung gewonnen, daß in Elberfeld und Barmen örtliche Verbindungen bestehen, die sich die Förderung sozialdemokratischer Zwecke und als Mittel dazu die Verbreitung des „S.-D.“ und anderer verbotener und unverbotener Druckschriften, namentlich Flugblätter, die Veranstaltung von Versammlungen und Ausflügen zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten und die Bewirkung von Sammlungen in allen möglichen verdeckten Formen zur Beschaffung von Geldmitteln für Agitations- und Unterstützungszwecke, endlich auch zur Wahl von Delegirten für Parteikongresse zur Aufgabe gestellt haben. Dagegen hat der Gerichtshof nicht die volle Überzeugung gewonnen, daß in Deutschland eine allgemeine Verbindung einer Mehrzahl von Personen mit der Fraktion des Reichstages, und zwar im Sinne der §§ 128 und 129 des Strafgesetzbuches besteht. Die hiernach festgestellten Verbindungen, sowohl der allgemeinen mit der Expedition und Redaktion des „Sozialdemokrat“ zur Verbreitung dieses Blattes und anderer Druckschriften, als auch der örtlichen in Elberfeld und Barmen, haben den Zweck, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften. Zweck und Beschäftigung der gedachten Verbindung ist die Verhinderung der Vollziehung des Sozialistengesetzes und die Entkräftung der auf Grund desselben getroffenen behördlichen Maßnahmen. So weit erwiesen werden konnte, sucht die allgemeine Verbindung dieses Ziel lediglich auf dem einen Wege des Vertriebes des „Sozialdemokrat“

und anderer in Zürich erscheinender Druckschriften zu erreichen. Die örtlichen Verbindungen suchen dagegen dieses Ziel außer durch diesen Betrieb noch durch Verbreitung von Flugblättern, durch verdeckte Geldsammlungen, durch Veranstaltung von Versammlungen zu erreichen. Diese Mittel sind ungesetzlich, weil sie dem Gesetz vom 21. Oktober 1878 zuwiderlaufen, mögen auch einzelne Fälle an sich nicht strafbar sein. Die Verbindungen sind endlich auch geheime, da Verfassung, Dasein und Zweck derselben vor der Staatsregierung geheim gehalten werden sollen. Es genügt, auf die Einschmuggelung der Kisten mit verbotenen Druckschriften, auf die mit Ziffern erfolgte Bezeichnung der in Kisten befindlichen Pakete mit dem „S.-D.," auf den Gebrauch chemischer Tinte, von Deckadressen und von Stichworten im Verkehr mit der Expedition und Redaktion des „Sozialdemokrat" mit den örtlichen Verbindungen hinzuweisen."

In einer ganzen Reihe von solchen Blättern, die der Beibehaltung des Sozialistengesetzes in seiner gegenwärtigen Fassung, sei es im ganzen, sei es nur zum Teile, widerstreben, wird der Ausfall des Prozesses als Beweisgrund gegen das Gesetz geltend gemacht. Die Presse der Linksliberalen benutzt den Anlaß, um nachzuweisen, daß das Sozialistengesetz überhaupt eine verderbliche Einrichtung sei, wie sich aus der Thatsache ergebe, daß die Sozialdemokraten ihre Wühlarbeit nunmehr im geheimen betreiben, und daß somit die schlechten Säfte gewissermaßen nach innen getrieben würden, anstatt sich an der äußeren Oberfläche einen Ausweg zu suchen. Die andern weniger radikal urteilenden Blätter der Mittelparteien meinen, mindestens zeige dieser Prozeß, daß das Gesetz unter keinen Umständen *in dieser Form* beibehalten werden dürfe. Als Chorführerin dieser Gruppe tritt die „Nat.-Ztg." auf, die

in einem leitenden Artikel bemerkt, der Elberfelder Prozeß müsse als ein neuer Beleg für die von der Nat.-Zeit." seit Jahren vertretene Auffassung gelten, daß das Sozialistengesetz so, wie es jetzt beschaffen sei, schädlich und unhaltbar sei. Ob Partei oder Verbindung — so wie so wirke die Sozialdemokratie in systematischer Weise der Vollziehung des Gesetzes entgegen. Aber in einer Lage, wie die der Sozialdemokratie seit 1878 sei, würde jede Partei zu einer geheimen Thätigkeit greifen. Mit gleichem Grunde könnten Tausende und Abertausende angeklagt werden. Daraus folge, daß die gegenwärtigen Verhältnisse unhaltbar seien. Die „Frankf. Zeit." erwidert dagegen, warum denn die „Nat.-Ztg." nicht die logische Folgerung ziehe, daß das ganze Gesetz abzuschaffen sei? — Andere Blätter geben zu — und zwar befinden sich darunter auch hochkonservative, wie der „Reichsbote" und die „Krzztg." —, daß der Ausgang des Prozesses dem aufgebotenen Apparate nicht entspreche, sondern einem halben Mißerfolge sehr ähnlich sehe. Die „M. N. Nachr." befürchten, er werde der Agitation der Sozialdemokratie neues Wasser auf die Mühle führen, da er diese im Lichte des Martyriums erscheinen lassen könne. Dabei wird auf die unliebsame Erscheinung aufmerksam gemacht, daß auch hier wieder das Spitzelwesen eine sogar auch nach der Erklärung des Staatsanwalts die Polizei bloßstellende Rolle gespielt habe. Im übrigen meinen die „Münch. N. N.," daß im Volke schwer werde begriffen werden, warum das Treiben der Sozialdemokratie strafbar sei.

„Unter den Angeklagten befinden sich viele junge Leute, für welche die Geheimnisthuerei einen gewissen Reiz hat; sie werden für ihren Hang hierzu bestraft, aber ganz gewiß nicht bekehrt; so wenig wie die Alten. Der schlichte Arbeiter kann es nicht verstehen, daß er für etwas bestraft wird, was jedem

Angehörigen einer anderen politischen Partei unverboten ist Es ist im ganzen Prozeß weder von geheimen Verschwörungen, noch von Hoch- und Landesverrat, von Attentaten oder ähnlichen Verbrechen die Rede; gerade weil den Sozialdemokraten das verboten ist, was Anderen erlaubt, werden sie dahin gedrängt, ihre Thätigkeit der Öffentlichkeit zu entziehen und im Geheimen zu wirken. Die Bestrafung dieser Thätigkeit verschafft ihnen aber das Martyrium in den Augen des Volkes, dessen Rechtsbewußtsein immer unterscheiden wird zwischen Handlungen, die vom moralischen und rechtlichen Standpunkte aus verwerflich, oder solchen, die nur gegen formelle Gesetze verstoßen."

Auch dies Blatt befürwortet die gänzliche Abschaffung des Ausnahmegesetzes und die Rückkehr zum gemeinen Recht. Genau denselben Gedanken äußert die gemäßigte „Saale-Ztg.," die dann zu folgendem Schlußergebnis gelangt: „Der große Aufwand und die geringfügigen Resultate dieser Geheimbundsprozesse scheinen uns die Würde unseres Vaterlandes in eminentem Maße bloßzustellen, und jeder einzelne Wähler muß ernstlich prüfen, ehe er für fünf Jahre einen Vertreter wählt, der einer Ausnahmegesetzgebung zustimmt, die nach elfjährigem Bestehen zu solchen, für die treuesten Freunde der geltenden Staats- und Gesellschaftsordnung tief betrübenden Folgen führt." Über das Mißverhältnis zwischen den Mitteln und dem Erfolge hat der konservative „Reichsbote" die gleiche Ansicht. Aber auch die von der Polizei angewandten Mittel der Auskundschaftung durch Lockspitzel u. s. w. erregen das Mißvergnügen des genannten Blattes so sehr, daß es seinen Zweifel daran ausspricht, ob es gut gethan gewesen, diesen Prozeß überhaupt anzustrengen.

„Vielleicht hätte man es auch nicht gethan, wenn man das alles vorausgewußt hätte. Jedenfalls hat man das, woran

man wohl hauptsächlich dachte, nämlich den Nachweis von dem Vorhandensein einer allgemeinen sozialdemokratischen Verbindung, die von der Reichstagsfraktion geleitet werde, nicht erreicht. Gerade die angeklagten Abgeordneten Bebel, Liebknecht und Grillenberger mußten freigesprochen werden. Man kann sich deshalb nicht wundern, wenn das sozialdemokratische „Berl. Volksbl." über den Ausgang des Prozesses geradezu jubelt und ihn als einen „Neujahrsgruß" bezeichnet."

Die „Krzztg." drückt ihre Bedenken gegen den Prozeß mit anderen Worten aus, wenn sie hervorhebt, daß auf solchen Prozessen das gehässige Licht der Tendenzrichterei lagere, die keinen versöhnenden Einfluß auf die Arbeiter üben könne. Jedoch habe die Staatsanwaltschaft ihre Pflicht gethan, die sie nicht umgehen konnte. Ebenso habe auch die Regierung nicht anders gekonnt. Ein Auge zuzudrücken sei wohl nicht möglich gewesen, ohne grundsätzliche Voraufgänge zu schaffen. Zum Schluß heißt es zur Widerlegung der Angriffe auf das Sozialistengesetz:

„Nichts aber ist lächerlicher, als das Sozialistengesetz für die bisherigen Geheimbundsprozesse verantwortlich machen zu wollen. Bisher haben alle diese Prozesse als den einzigen greifbaren Inhalt der geheimen Organisationen die Verbreitung des „Sozialdemokrat" ergeben. Ein derartiges Blatt, welches von etwa 30000 sozialdemokratischen Parteigenossen Deutschlands als offizielles und unfehlbares Partei-Organ — man könnte sagen — verehrt wird, würde *keine Regierung* innerhalb ihres Landes dulden. Weder Frankreich, noch England, noch Nordarmerika haben bisher ein revolutionäres Organ, welches einen derartigen unbestrittenen Einfluß auf eine festorganisierte Partei ausüben konnte, sich gegenüber gesehen. Die deutsche Staatsregierung

aber muß gegen ein solches Organ mit den schärfsten Mitteln einschreiten, ob ein Sozialistengesetz besteht oder nicht! — Wenn deshalb Herr Bebel seine Hände in Unschuld zu waschen sucht und für seine Person jede Verantwortung für dieses Blatt ablehnt, so bleibt darum doch die Thatsache bestehen, daß er und seine Fraktionsgenossen den Vertrieb dieses Blattes in Deutschland sanktioniert und damit alles Elend allein verschuldet haben, welches infolge dieser Prozesse auf Hunderte von Arbeiterfamilien gehäuft wurde."

Und nun noch einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu Sozialismus und Sozialreform.

Die in Würzburg erscheinende „Neue Bayerische Landeszeitung" hat, anknüpfend an das Glückwunschschreiben des Kaisers an den Reichskanzler Bismarck anläßlich des Jahreswechsels 1889/90, einen sehr beachtenswerten Leitartikel unter der Überschrift „Der Kaiser als Sozialist" aus der Feder seines Berliner Berichterstatters gebracht.

Das kaiserliche Schreiben hatte bekanntlich folgenden Wortlaut:

„Zum bevorstehenden Jahreswechsel sende Ich Ihnen, lieber Fürst, Meine herzlichsten und wärmsten Glückwünsche. Voll innigen Dankes gegen Gott blicke Ich zurück auf das zu Ende gehende Jahr, in welchem es uns beschieden war, nicht nur unserem teuren Vaterlande den äußeren Frieden zu erhalten, sondern auch die Bürgschaften für Aufrechterhaltung des Friedens zu verstärken. Mit hoher Befriedigung hat es Mich auch erfüllt, daß es unter der vertrauensvollen Mitwirkung der Vertretung des Reiches gelungen ist, das Gesetz über die Alters- und Invaliditäts-Versicherung zu stande zu bringen und dadurch einen wesentlichen Schritt auf dem Mir besonders am Herzen liegenden Gebiete der Für-

sorge für die arbeitende Bevölkerung vorwärts zu thun. Ich weiß sehr wohl, welch reicher Anteil an diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Thatkraft gebührt, und bitte Gott, Er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten."

Beim Neujahrs-Empfang im königlichen Schlosse ergänzte der Kaiser im Gespräch mit einem der Staatswürdenträger sein Schreiben an den Reichskanzler durch die Erklärung: „Mit der Zeit werden sich auch unsere durch eine revolutionäre Politik von ihren wirtschaftlichen Bestrebungen abgelenkten Arbeiterkreise zu der Meinung des vormaligen Regierungsbaumeisters Keßler, der doch selber ein eifriger (und deshalb aus manchem Ort ausgewiesener) Sozialdemokrat ist, bekehren, daß die Sozialgesetze besser seien als der Ruf, in welchen sie unversöhnliche und verbissene Geschäftspolitiker zu bringen suchten. Was das Ausland anerkennt und nachahmt, kann auf die Dauer im Reich selbst nicht verkannt noch verdammt werden. Die größte Genugthuung für uns ist, daß selbst der Bundesrat der demokratischen Schweiz den Antrag an die Volksvertretung auf Einführung der allgemeinen Kranken- und Unfallversicherung und zwar nach deutschem Muster gestellt hat."

Gleichzeitig wird die Erklärung des deutschen Bundesrates über den Ausweisungs-Paragraphen des Sozialistengesetzes bekannt. Entgegen dem Beschluß der Reichstags-Kommission, den Paragraphen zu streichen, erklärt der Bundesrat: „Man habe in erster Lesung vielfach erwogen, ob man ohne die Ausweisungs-Befugnis bestehen könne, und die Überzeugung gewonnen, daß dies nicht möglich sein werde. Sie sei ein zweischneidiges Schwert und habe manche Nachteile im Gefolge, man würde auch ohne diese Maßregel Ruhe und Ordnung im Reiche auf-

recht erhalten können, jedoch nicht ohne die schwersten Opfer. Die Aufhebung der Ausweisungen würde viele Agitatoren in ihre Heimat zurückführen und die extreme Richtung die Führung übernehmen. Allmählich würde es bis zum Aufruhr kommen und eine gewaltsame Niederwerfung erfolgen müssen, andererseits ließe sich durch humane Handhabung manche Härte mildern."

Diese Darlegung erklärt namentlich im Zusammenhalt mit dem Urteil des Elberfelder Sozialistenprozesses vieles in der Haltung und Auffassung der herrschenden Kreise, welcher sich ja auch die Richter nicht verschließen können. Die Richter sind zwar der Überzeugung, daß eine geheime Verbindung über ganz Deutschland besteht, doch wollen sie annehmen, daß die sozialdemokratische Fraktion des Reichstages als die Spitze der allgemeinen Partei-Organisation die Leitung der Partei ausübe. Der Staatsanwalt selbst drückte den lebhaften Wunsch aus, daß die Sozialdemokratie anstatt der geheimen Wirksamkeit die öffentliche wieder aufnehmen möge. Die Minister selbst sind der Anschauung, die sie Mitgliedern des Reichstags gegenüber aussprachen, daß die Beibehaltung des Sozialistengesetzes und des Ausweisungs-Paragraphen nicht bloß angestrebt werde, weil sie als ein Schutz für Staat, Gesellschaft und Regierung erscheint, sondern auch, weil diese das höchste Interesse daran habe, die gemäßigte Richtung der sozialdemokratischen Partei, wie sie jetzt durch Bebel, Grillenberger, Vollmar, Auer u. s. w. vertreten werde, nicht durch die wildere Richtung, welche nach Beseitigung des Sozialistengesetzes sich geltend machen und die jetzige Partei-Organisation spalten und zerstören werde, vertreiben zu lassen.

Man muß diese thatsächlich bestehenden Meinungen in den höheren Kreisen erkennen, um dies und das richtig beurteilen

zu können. Der Kaiser selbst hat die Anschauung, daß es seine Pflicht sei, der gefährlichen Seite der sozialpolitischen Agitation nicht bloß durch Ausnahmegesetze zu begegnen, sondern daß er und seine Beamten handelnd, ratend und vermittelnd in die soziale Bewegung eingreifen müssen. Er ist in seiner Art von der sozialen Aufgabe der modernen Monarchie ganz durchdrungen und betrachtet sich als den natürlichen Schiedsrichter in den großen sozialen Kämpfen der Gegenwart. Er hat es gern, ja er sieht es sogar als selbstverständlich an, daß sich Arbeiter und Arbeitgeber an ihn wenden, damit er ihre Streitigkeiten schlichte oder zu Gunsten der einen oder andern Partei entscheide. Er verlangt von den Arbeitern, daß sie Ruhe und Ordnung halten, sich durch die extreme Sozialdemokratie nicht verführen lassen und die Autorität der Behörden anerkennen. Aber er verspricht ihnen auch, wenn sie sich auf dem Boden des Gesetzes und der Ordnung bewegen, seine ganze Macht zur Erfüllung ihrer berechtigten Forderungen einzusetzen. Nicht minder deutsch spricht er zu den Arbeitgebern, die er namentlich auf ihre großen Verpflichtungen gegenüber der Gesamtheit verweist. (Siehe Bergarbeiter-Streik!)

Wir glauben nicht, daß Fürst Bismarck mit dieser Auffassung des sozialen Kaisertums durchwegs einverstanden sei. Ihm kann die große Gefahr nicht entgehen, die ein derartiges persönliches Eingreifen des Kaisers in eine wirtschaftliche Bewegung leicht erzeugen könnte. Aber er verkennt auch nicht die wohlthätige Wirkung, die das Auftreten des jungen Herrschers auf die deutsche Arbeiterwelt hervorrufen muß. Das Gute hat es bereits gehabt, daß ein neuer Streik in den Kohlenbezirken des Westens verhindert wurde und die Friedensaussichten gewachsen sind. Das ist ein Erfolg, den niemand lieber als die Bergleute anerkennen. Schwieriger wäre die

Lage gewesen und geworden, wenn die extreme Richtung der Sozialdemokratie oder der ungeberdige Anarchismus in die Agitation hätte eingreifen können. Das ist die Ansicht der leitenden Kreise und des Kaisers selbst. Ich teile Ihnen dies mit, und Sie wissen, daß ich Sie in solchen Angelegenheiten und Fragen jederzeit gut unterrichtet habe. Was ich Ihnen schreibe, ist kein leeres Reporter-Geschwätz, sondern beruht auf der genauen Kenntnis der Äußerungen von Männern, die wissen, was ist und was nicht ist. Ohne die Kenntnis dieser Dinge versteht man ja überhaupt die Entwicklung der innern Politik nicht."

Der Berliner Zeitungsmann mag in diesen Dingen vollständig Recht haben. Mittlerweile hat sich folgende Thatsache bis zur Handgreiflichkeit entwickelt: unter dem Drucke des Ausnahmegesetzes ist die Sozialdemokratie zur stärksten Partei im Reiche herangewachsen. Die Ausnahmegesetzgebung hat Bankerott gemacht. Das sozialistische Ideal mit seinen guten und schlechten Seiten, seinen Wahrheiten und Irrtümern ist dank der Polizeipolitik und der Ausbeutungswirtschaft der Bourgeoisie — die sich von ihren feilen Lobrednern immer noch als „wahrer Kulturadel" preisen läßt! — im Herzen von Millionen Deutschen zur unerschütterlichen Überzeugung geworden. Darüber hilft alles Vertuschen und Disputieren nicht mehr hinweg. Die materialistische Versumpfung des geldmächtigen Bürgertums, dessen oberster praktischer Religions- und Moralsatz lautet: „Alles ist gut, erlaubt und anständig, was viel Geld bringt, alles ist Objekt der Spekulation auf, unter und über der Erde, sofern es unserem Gotte Mammon gefällt" — mußte zu einer Verrückung aller Werte und Schätzungen führen. Um ein Wort Friedrich Nietzsche's zu gebrauchen: die alten Gütertafeln sind zerbrochen. Damit sind auch die alten Gefühle der Gläubig-

keit, des freiwilligen Verzichts, der geduldigen Unterordnung in die Brüche gegangen. Alles dank der Vergewaltigung, welche die Menschlichkeit in immer steigendem Maße durch den Mammonismus, Kapitalismus und Ausbeutungswahnsinn erfahren. Gewalt geht vor Recht? Wohlan, eßt die Suppe aus, die ihr euch selbst eingebrockt. Wer in seinen Interessen geschädigt, in seinem Lebensstande bedrängt, in seiner freien Menschenwürde gekränkt wird, der geht unter die Sozialdemokraten. Knüpf dich auf, Figaro-Bourgeois!

Da erschienen, mitten in der Verwirrnis alles Parteilebens und aller sozialpolitischen Begriffe, plötzlich die denkwürdigen Februar-Erlasse des deutschen Kaisers Wilhelm II. an den Reichskanzler und an den preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten, des Handels und der Gewerbe — Weckrufe und Arbeitsziele, wie sie unerhört waren in der Geschichte des Staatslebens: der deutsche Kaiser stellte sich, seiner erhabenen sozialen Mission und seines Heldenberufs in Krieg und Frieden bewußt, voll feuriger Entschlossenheit an die Spitze der größten Weltbewegung, die es je gegeben — der sozialen! Als Erster unter allen europäischen Herrschern bestätigte er durch seine kaiserliche Unterschrift vor aller Welt eine Reihe von Forderungen, die seither nur auf dem sozialdemokratischen Programm gestanden.

Diese kaiserlichen Botschaften sind die wichtigsten geschichtlichen Aktenstücke der Neuzeit, wichtiger, als alle Bullen der unfehlbaren Päpste dieses Jahrhunderts zusammen. Und ein tiefer Sinn liegt fortan in dem seither oft schüchtern und mißbräuchlich angewendeten Wort vom protestantischen Kaiserreich. Ein neues Weltalter bricht an — das der sozialen Reform!

12.

> Etwas muß er sein Eigen nennen,
> Oder der Mensch wird morden und brennen.
> Schiller, Wallenstein.

Etwas! Sagen wir z. B. das „tägliche Brot."

In Doktor Martin Luthers Umschreibung ist das nun freilich nicht wenig. Der Reformator antwortet nämlich in seinem „kleinen Katechismus" auf die Frage: „Was ist denn täglich Brot?" folgendermaßen: „Alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, als Essen und Trinken, Kleider und Schuh, Geld und Gut, Haus und Hof, Weib und Kind, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen."

Und dergleichen!

Da kann jeder deutsche Schriftsteller, der nicht in das große Horn des Geldsack-Idealismus und des Familienblätter-Industrialismus tutet oder mit einem Hollundermark-Rückgrat begnadet und bei einer an vollen Tafeln prassenden Clique als Schmarotzer eingeschrieben ist, sich den Mund wischen und einen Vers auf den Lutherschen Katechismus machen — denn er wird bei den heute im Reiche herrschenden „alten Lebensidealen" nie und nimmer sein „tägliches Brot" finden. Der Unglückliche wird nichts sein „Eigen" nennen, als seine — Kunst, nicht zu morden, nicht zu brennen, sondern alles Elend und Unrecht über sich ergehen zu lassen und als rechtschaffener Deutscher

zu verhungern oder eine mehr oder minder schnelle Art der mehr und mehr in Mode kommenden Selbstentleibung zu wählen.

An diesen thatsächlichen Zuständen ändert es ganz und gar nichts, daß ab und zu ein „berühmter“ Dichter das sechzigste oder siebzigste Lebensjahr erreicht und dann aller festliche Humbug über ihn losgelassen wird. Das sind — Zufälle und noch öfter Zurichtungen, die sich aus Ursachen ergeben, welche ganz abseits vom reindichterischen Gebiete spielen.

An diesen thatsächlichen Zuständen ändert es auch nichts wenn ein Staatsminister in Festlaune, nehmen wir als konkretes Beispiel die preußische Kultusexzellenz Herrn v. Goßler bei der Theodor Fontane-Feier, seinen Trinkspruch mit einigen Wermuttropfen sentimentaler Phrasen ins Bitterliche treibt und à la Goßler versichert: „Es ist schwer, hier in freier Rede die Schwierigkeiten zu erörtern, die heute noch zwischen der Staatsleitung und der modernen Litteratur bestehen. Daß hier ein Punkt liegt, der der Änderung bedürftig und fähig ist, darüber werden Sie sich nicht täuschen. Ich bitte Sie, sich überzeugt zu halten, daß ich regen Anteil nehme, an der Entwickelung der deutschen Litteratur wie der Presse, und daß ich genau weiß, was in unserer Litteratur vorgeht. Lassen Sie uns nur zurückversetzen in die Zeit, da Arndt sein „Was ist des Deutschen Vaterland?“ sang und Niemand da war, der ihn verstand! Heute existiert das deutsche Vaterland und wir Alle wissen, welchen gewaltigen Anteil die deutsche Litteratur an seiner Entwickelung gehabt hat . . .“ Und so weiter mit Wissen und Beredsamkeit! Beim schäumenden Pokal ist es keine große Kunst, schöne Sprüche zu machen, um den Karren dann doch wieder da stecken zu lassen, wohin er trotz aller Reichsherrlichkeit verfahren ist.

Und nun prüfe man folgendes Dokument aus der Wirklichkeit

München, 20. 12. 89.
Herrenstraße 13.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Anbei erlaube ich mir, Ihnen das Weihnachtslied eines deutschen Schriftstellers zu senden. Es lag dasselbe einem Briefe bei, worin mich derselbe flehentlich um eine Unterstützung bat.

Sie haben in den letzten Heften der „Gesellschaft“ die Frage erörtert, was aus der deutschen Litteratur werden soll wenn das deutsche Publikum, das gebildete voran, fortfährt, unter Verachtung einheimischer Schriftsteller sich fast ausschließlich an französische und russische Romane zu halten, und nur dann ins Theater zu gehen, wenn ihm französische, norwegische ꝛc. Waare geboten wird; wenn ferner die deutschen Verleger fortfahren, den Büchermarkt mehr und mehr mit Produkten des Auslandes, Übersetzungen, Bearbeitungen u. dgl., zu überschwemmen.

Es scheint mir nun, daß das anliegende Weihnachtslied eine sehr gute Antwort auf Ihre Frage gibt, nämlich jene, welche Publikum, Verleger und Theaterleiter bei nur einiger Besonnenheit selber an die deutschen Schriftsteller richten müßten: „Mögen sie betteln geh’n, wenn sie hungrig sind!“

Wer nun gewöhnt ist, Cognac mit Cayennepfeffer zu trinken, wird sich allerdings schwer bereden lassen, sich an Quellwasser zu halten, und darum fürchte ich, daß Ihr Kampf gegen die Geschmacksverwirrung des deutschen Publikums ein vergeblicher sein wird, — ein Publikum, das aber in hohem Grade beleidigt wäre, wenn man seinen Patriotismus oder gar seine Bildung im geringsten anzweifeln würde.

Ich bitte Sie gleichwohl, das Gedicht zu veröffentlichen, wäre es auch nur, um den einen oder anderen Ihrer Leser zu veranlassen, der milden Gabe, die ich beischließe, eine weitere anzufügen.

Der Name des Dichters müßte wohl hinweggelassen werden; ich bin nicht autorisirt, ihn zu nennen, nehme es aber auf mich, seine Erlaubnis zur Veröffentlichung des Gedichtes nicht erst einzuholen, und lasse auch für Ihre persönliche Orientirung den Namen desselben stehen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. **Carl Du Prel.**

Hier folgt das Weihnachtsgedicht des Unglücklichen:

Resignation.

Wie märchenhaft die Freudenlichter scheinen,
Die Liebe in den Häusern angezündet!
In jedem steht ihr Weihnachtsbaum gegründet;
Ich sitz' in Nacht, — wer rüstet mir den meinen?

So freuet euch und laßt mich einsam weinen!
Wenn alle Welt, zu meiner Qual verbündet,
Den Dornzweig mir zur Leidenskrone ründet,
So brauche Trost ich fürder keinen, — keinen!

Ist jener Kram, nur gleißend aus der Ferne,
Nicht Flitterwerk für Kinder und für Thoren,
Das ich so spät und schwer entbehren lerne?

Ob Glück und Glanz sich gegen mich verschworen:
Im Dunkel erst erwachen Gottes Sterne,
Und furchtlos lebt, wer Alles hat verloren!

Und nun will ich den empfindsamen deutschen Reichsseelen noch dieß verraten: Briefe und Gedichte und Not- und Hilfsschreie wie die vorstehenden, erhalte ich als Herausgeber einer Zeitschrift für Litteratur und Kunst jährlich zu Dutzenden von vaterländischen Dichtern nnd Künstlern...

Von Dichtern und Künstlern, wohlgemerkt, die sich nicht auf dem faulen Lotterbette größenwahnsinniger Einbildungen herumflegeln und für ihr geniales Nichts- oder Wenigthun gefüttert und gehätschelt sein wollen, nein, von Dichtern und Künstlern, die ihr tüchtig Stück Arbeit geleistet und mehr Blut und Gehirnschmalz an ihre Werke gewendet haben, als sich die staatlich versorgten und geölten Büreau-Maschinenmenschen träumen lassen ... Da, erst gestern, mitten im Winter, schrieb mir wieder so ein Unglückseliger:

„Wegen heftiger Kopfkrämpfe kann ich nicht selbst kommen
„ — — seit 50 Tagen verübrige ich täglich zehn Pfennige
„zum Lebensunterhalt. Ich setzte es schon durch, wenn
„nur erst Sommer wäre. Aber die Kälte, das ungeheizte
„Zimmer — — das wird mich ohne Zweifel umbringen.“

Aber davor bewahre uns der Himmel, daß solche Kleinigkeiten unserem satten Bewußtsein von der Herrlichkeit und Erhabenheit unserer „Nation der Dichter und Denker“ auch nur das Geringste anhabe!

O Golem!

* * *

Wenn aber einst der Richter und Rächer ersteht, wie in der jüdischeu Sage, und dem riesigen Götzen die Buchstaben des Namens Gottes von der hohlen Stirn wischt, dann stürzt der Lehmriese zusammen und es bleibt nichts von ihm übrig als ein Haufen toter Erde.

13.

Gelegentlich der Hermann Lingg-Feier versicherte Dr. Johannes v. Widenmayer, Münchens erster Bürgermeister, in seinem Trinkspruche, daß die schöne Isarstadt, welche den Dichter an seinem siebzigsten Geburtstage zu ihrem Ehrenbürger ernannte, durch diese Ehrung sich selbst verpflichtet habe, dem Spruche des Dichters zu folgen:

„Licht zu wecken allezeit“ —

worauf die lichtbegeisterte Festversammlung in stürmische Bravorufe ausbrach. Der Bürgermeister schloß seinen Trinkspruch mit den Worten (ich zitiere nach dem Berichte in den M. N. Nachrichten): „Zum Zeichen unserer Verehrung und unseres Dankes rufen wir heute dem Jubilare zu: Dank ihm! Heil ihm! Segen ihm, dem Ehrenbürger unserer schönen Stadt München! Er lebe hoch!“

Während die Stadt im Zeichen der Lingg-Feier stand und sich dem poetischen Lichtkultus in schwärmerischen Reden hingab, schritten zwanzigtausend Bürger zur Wahlurne, ihrer Reichspflicht zu genügen und zwei Männer als Vertreter des lichtbegeisterten Münchens für den deutschen Reichstag zu erwählen.

Und als die Wahlurnen sich öffneten und die geheimen Stimmzettel einer um den andern sich entfalteten, siehe da, da hatte die schöne Kunst- und Dichtstadt an der Isar, Bayerns

Kapitale, zwei Sozialdemokraten reinsten Wassers, Vollmar und Birk, in den neuen deutschen Reichstag gewählt — —

„Licht zu wecken allezeit!"

Es scheint, daß diese Erleuchtung, die mit weithin strahlender Röte über München aufging, wenig den Erwartungen derer entsprach, die kurz vorher den Lichtgenius des Dichters angehocht und seinen Kultus als Verpflichtung sich freiwillig auferlegt hatten. Denn es ist ein Anderes, für romantische Lichter und Dichter zu schwärmen — was bekanntlich in der That und Wahrheit zu gar nichts verpflichtet —, und ein Anderes, durch die Wirklichkeit der Dinge ein leibhaftiges Licht aufgesteckt zu erhalten, dessen flammender Schein den Niedergang einer alten, durch Gewohnheit und Vorteil liebgewordenen Welt und das Heraufkommen einer neuen Welt beleuchtet, einer neuen Welt, von der keiner nichts sicheres weiß, als daß sie mit seither unerhörten Maßstäben und Verpflichtungen, mit unübersehbaren Aufgaben der alten bürgerlichen Gesellschaft und ihren Ordnungen sich gegenüberstellen wird, mit Idealen, die sich auf eine unerbittliche Gerechtigkeit gründen, furchtbar wie ein göttliches Weltgericht.

Und instinktiv fühlt jeder, der sich die Kraft und Unbefangenheit bewahrt hat, die ernsten Zeichen der Zeit richtig zu deuten, daß vor dieser Flamme des Sozialismus, der sozialen Weltanschauung und Weltgestaltung die alten romantischen Lichter im Dichten und Trachten der seitherigen Gesellschaft allgemach verblassen und verschwinden werden, wie die Sterne der Nacht, wenn das gewaltige Gestirn des Tages aus der Dämmerung bricht und mit der göttlichen Kraft eines Weltgesetzes höher und höher steigt.

Und der Sozialismus selbst, der in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren noch ein Privatstudium weltabgewandter,

gefühlvoller Menschenfreunde, abenteuernder Theoretiker und schwärmerischer Schöngeister gewesen, hat seine romantische Hülle abgestreift und seinen realistischen Kern herausgearbeitet und den Drang seines Wesens, als lediglich auf strenge Wissenschaft, praktische Arbeit und einschneidende Gesetzgebung gerichtet, enthüllt, allen Widerständen, Verballhornungen und Unterdrückungsversuchen zum Trotz. Sein Verhältnis zur praktischen Politik hat sich von Grund aus geändert. Es ist die Stunde gekommen, wo Kaiser und Reich, Staatsmänner und Gesetzgeber in sein Wesen und seine Forderungen eindringen müssen mit positivem Bemühen. Mit des jungen, genialen deutschen Kaisers kühnem Erlasse: „Ich bin fest entschlossen —“ ist die offizielle Gespensterfurcht gebannt und die Taktik der unfruchtbaren Brutalisierung und Verneinung alles dessen, was seither wie verfehmter Sozialismus aussah, mit einem festen Federzuge beseitigt.

Die kaiserlichen Erlasse sind epochemachend wie die ungeheure Stimmenzahl der sozialistischen Wähler. Damit ist eine Wendung in der deutschen Reichspolitik eingetreten, die das wachsende Interesse der gesamten Kulturmenschheit auf unseren großherzigen und weisen Kaiser lenkt.

So bedeutende und gründliche Kenner der sozialen Frage wir in Deutschland auch haben mögen, in der Presse und Litteratur der seither herrschenden Parteien sind sie anläßlich der publizistischen Würdigung der kaiserlichen Erlasse nicht hervorgetreten. Die Besprechungen dieses grandiosen Themas: Kaisertum und Arbeiterfrage sind durchaus der Vorstellung unwürdig, die man sich von deutschem Idealismus, deutscher Wissenschaft, deutschem Heldenmut und deutscher Mannestreue zu machen gewohnt war. Keine kam aus der verrotteten Parteischablone, den ererbten Parteiphrasen und kraftlosen Salbadereien heraus.

Das Tüchtigste und Achtbarste, was bis jetzt über unser Kaisertum und die soziale Frage geschrieben wurde, leistete nicht ein Deutscher, sondern — ein Däne, der frühere Pastor Henning Jensen, im leitenden Organ der dänischen Demokratie „Politiken.“

Dieser Aufsatz ist ein zeitgeschichtliches Dokument. Wir geben ihn hier unverkürzt nach der Übersetzung der „Täglichen Rundschau.“

Henning Jensen schreibt:

„Die Erlasse des deutschen Kaisers zu der Arbeiterfrage haben mit Recht in ganz Europa bedeutendes Aufsehen erregt. Daß ein Kaiser auftritt und sich zum Fürsprecher vieler derjenigen Forderungen macht, die bis jetzt nur von den Arbeitern selbst und einigen Wenigen außerhalb ihrer Reihen gestellt sind, — das ist kein alltägliches Ereignis.

Und wenn dieser Kaiser jung ist und an der Spitze eines der mächtigsten Reiche der Welt steht, kann ein solches Auftreten eine weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen.

Es scheint dem jungen deutschen Kaiser wie manchen Anderen gegangen zu sein, die sich mit dieser Frage zu beschäftigen anfangen, — sie kommen nicht wieder davon ab. Hat man einmal begonnen, in den Abgrund hineinzustieren, dann muß man dabei bleiben. Hat man erst angefangen, über das Rätsel der Sphinx nachzugrübeln, so wird man nicht losgelassen, bevor man eine Antwort bekommen hat, die wenigstens den Grübler selbst zufrieden stellt.

Es war während des großen Streiks der westfälischen Grubenarbeiter, daß Kaiser Wilhelm zum ersten male anfing, über das Rätsel der Sphinx nachzugrübeln. Man glaubte damals, daß die Antwort leicht sei. Er zeigte Milde und Strenge sowohl den Arbeitgebern als auch den Arbeitern. Aber seine

letzten Erlasse scheinen anzuzeigen, daß er gesehen hat, daß diese Beantwortung keine zufriedenstellende ist, und daß er immer weiter über die Beantwortung nachdenkt.

Aber der Umstand, daß das Königtum ernsthaft über die Arbeiterfrage nachzudenken begonnen hat, ist ein fröhliches Zeichen der Zeit. Es giebt eine schwache Hoffnung, daß diese am Ende auf dem Wege der ruhigen Entwicklung wird gelöst werden können. Es ist nämlich einleuchtend, daß, wenn die Arbeiter allein ihre berechtigten Forderungen, und zwar unter fortgesetzter Gegenwehr von seiten aller anderen Mächte der Gesellschaft, durchführen sollen, die Frage dann nur durch eine Revolution gelöst werden kann. Und da Revolutionen in der Regel die Fragen nicht lösen, sondern sie nur über das Knie brechen, so ist es sehr zweifelhaft, ob eine Arbeiterrevolution der Welt im allgemeinen und den Arbeitern im besonderen einen eigentlichen Vorteil bringen würde. Das Einzige, was sich sicher voraussagen läßt, würde das sein, daß sie die Welt und die ganze Kultur an den Rand des Abgrundes bringen würde.

Eine friedliche Lösung der Arbeiterfrage ist also nur dadurch möglich, daß einer von den alten, konservativen Staaten sich der Sache annimmt und — bis zu einem gewissen Grade — radikal wird. Die friedliche Lösung der Arbeiterfrage erfordert eine Art aristokratischen Radikalismus.

Aber unter den alten, konservativen Staaten ist die beste Aussicht für ein sozial-radikales Königtum.

Die eigentliche Aristokratie, die Geburts- oder Gutsbesitzer-Aristokratie, wird niemals sozial-radikal. Sie wird einzelne geniale radikale Persönlichkeiten hervorbringen können, aber diese werden in ihrer Gesellschaftsklasse nichts ausrichten können. Alle Versuche, das schwere Gros ihrer Standesgenossen mit sich zu schleppen, werden sich als fruchtlos erweisen.

Ebenso steht es mit dem geistlichen Stande. Die Geistlichen einer Staatskirche ergreifen niemals selbst die Initiative zu sozialem Radikalismus, obwohl diese sich wohl am ehesten dazu berufen fühlen müßten. Dagegen kann die Geistlichkeit sich von einem sozialen Königtum mitschleppen lassen, aber sie wird nie selbst an der Spitze gehen. Wie die Aristokratie gegen den sozialen Radikalismus ankämpfen wird im Hinblick auf ihre zeitlichen Güter, so wird es die Geistlichkeit thun, um ihren vermeintlichen geistigen und moralischen Schatz zu wahren. Sie wird annehmen, daß dieser Schatz besonderer Gefahr ausgesetzt sei, wenn nicht alle Gesellschaftsverhältnisse beim alten bleiben. Aber würde das Königtum sozial-radikal, dann würde die Geistlichkeit bald entdecken, daß es gerade ihr Beruf wäre, dasselbe zu sein, und daß der geistige und moralische Schatz gerade in dieser Weise am besten bewahrt werden könnte.

Daß die Geldaristokratie, der Kapitalismus, nicht sozialradikal wird, ist selbstverständlich.

Dagegen ist es möglich, daß das Königtum es werden kann. Das Königtum wird niemals politisch-radikal. Sich einen König als Republikaner zu denken, widerspricht sich selbst. Man kann sich ebenso gut ein Viereck denken, das rund ist. Sich einen König zu denken, der mit seinem guten Willen auf den Parlamentarismus eingehen könnte, ist fast ebenso schwierig. Es giebt etwas, das Tradition heißt. Und eines Königtumes Tradition ist es, selbst regieren zu wollen, selbst die Initiative zu ergreifen.

Wird ein Königtum parlamentarisch, so kann man gewiß sein, daß es die allerzwingendsten Gründe dafür hat. Es kann kaum anders. Es weiß, daß es die Wahl hat, parlamentarisch zu sein oder überhaupt nicht zu sein.

Dagegen ist ein sozial-radikales Königtum denkbar. Es

ist allerdings ein sehr wesentliches Hindernis zu überwinden, ein Hindernis rein persönlicher Natur. Es liegt nämlich den Königen nahe, sich selbst als ein Glied der Aristokratie zu betrachten, sicherlich als das erste Glied, aber doch ein Glied. Thun sie dieses, dann wird die Denkweise der Aristokratie die ihrige werden, sie werden dann ihre Stellung auffassen als die einer Art natürlicher Vormünder und Beschützer der Aristokratie, welche sie gegen die übrigen Klassen der Bevölkerung des Landes in Schutz nehmen zu müssen meinen. Könige, die ihre Stellung so auffassen, sind in Wirklichkeit keine Könige, sie sind des Landes erste und feinste Edelleute.

Aber ein König, der sich wirklich als König fühlt, wird sich selbst nicht als ein Glied der Aristokratie betrachten. Er wird persönlich frei dieser gegenüber stehen und sich wohl hüten, die Interessen des Königtums mit denen der Aristokratie zu identifizieren. Er ist deshalb nicht durch die Überlieferungen der Aristokratie gebunden, sondern nur durch die des Königtums, er hat nicht eine Menge von Standesgenossen wie einen Klotz an den Beinen hängen, der seine Bewegung bei jedem Schritte hindern würde.

Aber die größte und herrlichste Überlieferung des Königtums ist, die Initiative zu ergreifen, fest und dreist in den Gang der Ereignisse einzugreifen, einen der großen Gedanken der Zeit zum Siege zu führen.

Sitzt nun in unseren Tagen ein genialer Fürst auf einem der mächtigsten Throne der Welt, ein Herrscher, dem der gewöhnliche fürstliche Wohlfeilheits-Ehrgeiz nicht genügt, sondern dessen Ehrgeiz von großem Stile ist, so liegt es für ihn außerordentlich nahe, eilend die Arbeiterfrage zu ergreifen. Kleine fürstliche Geister werden sich davon abgestoßen fühlen, sie werden die Sache ansehen, wie sie ein gewöhnlicher Spießbürger oder Bildungsphilister ansieht. Aber ein genialer Fürst wird

die Arbeiterfrage anders ansehen, er wird sich unwiderstehlich zu derselben hingezogen fühlen, und er wird sie zu seiner Aufgabe machen.

Ob Kaiser Wilhelm ein solcher Fürst ist, wird die Zeit lehren. So viel scheint ja jedenfalls entschieden, daß er seine Kräfte an der Arbeiterfrage prüfen will.

Und will er das, dann wird eine nicht mehr ferne Zukunft zeigen können, ob diese Frage jemals in einer einigermaßen zufriedenstellenden Weise unter Beibehaltung der alten Formen der Gesellschaft gelöst werden kann, oder ob die Sozialdemokratie Recht hat, wenn sie behauptet, daß die Arbeiterfrage nicht nur eine Reformierung der Gesellschaft erfordert, sondern eine ganz neue Gesellschaft. Das ist es, was das Interessanteste ist bei dem Auftreten Kaiser Wilhelms, daß er sozusagen es auf sich genommen hat, den Beweis zu führen, daß die Arbeiterfrage von der alten Gesellschaft gelöst werden kann. Glückt ihm das, wird er dadurch der Sozialdemokratie als Gesellschaftstheorie eine Niederlage beibringen, die diese wohl kaum verwinden möchte. Aber wenn es mißglückt, so ist es ganz klar, daß der mißglückte Versuch des Kaisers fast gleichbedeutend sein würde mit dem Siege des Sozialismus, als Gesellschaftstheorie betrachtet. Denn dieser wird sich dann mit gutem Grunde darauf berufen können, daß wenn nicht einmal der mächtigste Herrscher der Welt die Arbeiterfrage im Rahmen der alten gesellschaftlichen Ordnung lösen kann, diese überhaupt von der bestehenden Gesellschaft nicht gelöst werden kann.

In gewisser Weise steht also Kaiser Wilhelm als der erklärte Gegner des Sozialismus da. Er will ihn vernichten, indem er ihn überflüssig macht, indem er zeigt, daß man die Arbeiterfrage lösen kann, ohne den ökonomischen Grundstock der Gesellschaft zu ändern. Auf der anderen Seite hat er

ganz dasselbe Ziel wie die Sozialisten. Denn das Ziel, dem die Sozialisten zustreben, ist die ökonomische Freimachung der Arbeiter. Das Ziel der Arbeiter ist also selbstverständlich nicht an und für sich eine Gesellschaftsreform. Die neue Gesellschaftsordnung haben sie nur deshalb aufgestellt, weil sie überzeugt sind, daß dies das einzige Mittel ist, um das Ziel zu erreichen. Kann das Ziel auf einem anderen Wege erreicht werden, ist ihnen dies natürlich nicht unangenehm, so weit sie nicht in Doktrinarismus befangen sind.

Es scheint deshalb, daß die Sozialdemokratie das Auftreten des Kaisers mit Befriedigung begrüßen müßte. Denn erreicht er das Ziel, dann werden die praktischen Folgen davon den Arbeitern zu gute kommen, und erreicht er nicht das Ziel, dann hat er dadurch einen direkten Beweis dafür geliefert, daß die jetzige Gesellschaftsform die Frage nicht lösen kann, und einen indirekten Beweis dafür, daß die Gesellschaftstheorie der Sozialisten die richtige ist.

Und eine weitere Genugthuung für den Sozialismus muß es selbstredend sein, daß der Kaiser einen großen Teil der Forderungen, die jener aufgestellt, als diejenigen bezeichnet, die augenblicklich gelöst werden sollen. Es giebt gewiß keine vernünftigen Sozialdemokraten, die sich den sozialistischen Staat als mit einem Schlage durchführbar vorstellen. Sie unterscheiden zwischen dem vorläufigen Programm und dem letzten Programm. Daß der Kaiser jetzt einen großen Teil ihres vorläufigen Programms aufgenommen hat, kann ihnen selbstredend nur zur Freude gereichen.

Aber dies trägt noch mehr dazu bei, die Situation interessant zu machen. Der Kaiser will das letzte Programm der Sozialisten bekämpfen. Aber indem er sich nach Waffen umsieht für diesen Kampf, findet er keine anderen, als das

vorläufige Programm der Sozialdemokraten. Um den Sozialismus, der nur noch reine Theorie ist, zu bekämpfen, nimmt er die augenblicklichen praktischen Forderungen des Sozialismus auf. Er wird praktischer Sozialist, um den theoretischen Sozialismus zu bekämpfen.

Daß aber dieses sowohl genial als kühn ist, leuchtet ein.

Daß der Kaiser es nicht bei den Worten allein wird bleiben lassen, sondern daß er dafür Sorge tragen wird, daß dem deutschen Reichstage große Reformvorschläge vorgelegt werden, daran kann nicht der entfernteste Zweifel aufkommen. Der Weg, den Deutschland schon betreten hat mit den Krankenkassen-, Unfallversicherungs- und Altersversorgungs-Gesetzen, wird fortgesetzt werden mit Gesetzen, die jetzt die ökonomische und soziale Stellung der g e s u n d e n Arbeiter in Betracht ziehen werden.

Diese ganze Bewegung wird selbstredend im höchsten Grade auch auf unsere kleinen Verhältnisse einwirken. Die soziale Frage wird immer mehr in den Vordergrund treten, und die praktische Folge daraus wird sein, daß die politische Frage mehr in den Hintergrund tritt. Aber so sehr wird sie doch nicht in den Hintergrund treten, daß sie nicht hindernd einwirken könnte auf das Zusammenwirken der Parteien bei der Lösung der großen vorliegenden Aufgaben.

Es muß in hohem Grade beklagt werden, daß, während Deutschland und vermutlich auch das übrige Europa bald beschäftigt sein wird mit einer möglichen Lösung der größten Fragen der Zeit, wir (das heißt Dänemark) mitten in einem großpolitischen Streite liegen, von dem kein Mensch ein Ende ersehen kann. —"

Soweit der Expastor Henning Jensen. Kein denkender Leser wird die großen Gesichtspunkte und die zwingende Logik

seiner Abhandlung verkennen. Er vertritt mit mannhaftem Freimute die Überzeugung, daß die Lösung der sozialen Frage nicht mehr eine Sache des Beliebens, sondern eine unabweisliche Forderung der Zeit ist. Damit ist einerseits den Fürsten ihre erweiterte Aufgabe, die alle seitherigen höfischen Traditionen himmelhoch überragt, unzweideutig vorgezeichnet, andererseits den dilettantischen Politikern, die nur ein wenig mit dem sozialen Feuer spielen möchten, ohne sich die schönen langen Finger zu verbrennen, streng das gefährliche Handwerk untersagt.

Es ist unanfechtbar, daß die epochemachenden Februar-Erlasse unseres Kaisers ganz auf der Überzeugung stehen, aus welcher heraus Henning Jensen seine obige Abhandlung geschrieben hat; sie ist auch bestimmt ausgedrückt in den bekannten, vom Grafen Waldersee übermittelten kaiserlichen Worten: „Ich halte es für meine heilige Pflicht u. s. w.“

Hierzu macht der vortreffliche Berliner Publizist Dr. Friedrich Lange in seiner „Täglichen Rundschau“ die folgenden Bemerkungen:

„Steht es so, dann werden sich im deutschen Reiche sicherlich viele Leute die Frage vorgelegt haben, die uns während der letzten Wochen unausgesetzt beschäftigt hat: Warum wurde nicht beizeiten eine sozial-monarchische Partei gegründet, welche schon während des jetzigen Wahlkampfes und in der nächsten absehbaren Zukunft den parlamentarischen Vertreter der kaiserlichen Politik hätte vorstellen können, den Träger des Reform-Sozialismus im bewußten Gegensatz zum Revolutions-Sozialismus der Sozialdemokraten? Es ist ja undenkbar, daß dieses so naheliegende Bedürfnis von den maßgebenden Beratern der Krone nicht erwogen sein sollte, und es wird sich zweifelsohne bald offenbaren, aus welchen Erwägungen man

von der Begründung einer solchen Partei vorläufig Abstand nahm. Denn daß eine solche Partei als Träger der kaiserlichen Erlasse auf die Dauer nicht fehlen kann, liegt auf der Hand. Die große Verwirrung in dem tobenden Wahlkampfe, die Ratlosigkeit der bisherigen Mehrheits-Parteien, die kopflosen, lediglich von der Sympathie für die Arbeiter eingegebenen sozialdemokratischen Abstimmungen so vieler Leute, welche bei klarem Verstande das sozialdemokratische Programm ablehnen würden — alle diese Anzeichen beweisen, daß man instinktiv die heutigen Parteien nicht für die Träger einer reform-sozialistischen Politik hält. In der That hat ja außer der Sozialdemokratie und dem Zentrum keine dieser Parteien zu den Erlassen des Kaisers, das heißt zu der wichtigsten Aufgabe unserer inneren Politik, ein klares Verhältnis. Ein solches unzweideutiges Verhältnis könnte nur eine neue, eine sozial-monarchische Partei schaffen. Sie muß also über kurz oder lang entstehen, und zu ihrer ersten Aufgabe würde es gehören, in alle Kreise, in die innersten Schichten des Volkes jene Aufklärung über die Endziele der Sozialdemokratie zu verbreiten, welche bisher aus guten Gründen von den Führern dieser Partei verschleiert worden sind. Es fehlt bereits nicht an Anfängen solcher Thätigkeit. Ein Magdeburger Ingenieur gab uns dieser Tage Kenntnis von einem Unternehmen, welches beabsichtigt, auf dem Wege der bezahlten Anzeige in billigen und weit verbreiteten Blättern, die namentlich von der arbeitenden Klasse gelesen werden, die wahren Ziele der Sozialdemokratie klarzulegen und die sozialdemokratischen Führer zur Widerlegung aufzufordern. Hierin liegt, wie man zugeben wird, die Vorarbeit für das positive Wirken einer sozial-monarchischen Partei. Und an solcher Aufgabe sollten sich alle Patrioten mit Geld

und Arbeit beteiligen; eine mächtige, über das ganze Reich verbreitete Organisation sollte alle Kräfte daran setzen, denn für die nächste Zeit giebt es kaum etwas Wichtigeres zu thun, als dies. Konkurrenz mit der Sozialdemokratie in der Vaterlandsliebe, und Konkurrenz mit der Sozialdemokratie in dem ehrlichen Eifer für die Arbeiter — das muß die Losung sein! Alles aber muß mit Eile und freudiger Ausdauer geschehen, denn wir Deutschen in der Mitte so vieler neidischer Nachbarn haben keine Zeit, Experimenten müßig zuzusehen. Unsere edelste Errungenschaft, der herrliche Gewinn jahrhundertelangen Harrens und Ringens, unser neues deutsches Reich kommt zuerst in Gefahr, steht schon bei Experimenten auf dem Spiel — und diesen Besitz kann kein deutsches Herz daran geben wollen."

Wir teilen zwar die Langeschen Besorgnisse um den Bestand des deutschen Reiches durchaus nicht, können uns jedoch der Befürchtung nicht erwehren, daß allerdings mit einer sozialdemokratisch-freisinnig-klerikalen Mehrheit für die Dauer des neuen Reichstages kaum eine erkleckliche und innerlich gesunde Reformarbeit ausgerichtet zu werden vermöge. Bismarcks witziges Verlegenheitswort: „Man muß den neuen Reichstag zunächst in seinem eigenen Fett schmoren lassen" entspricht zwar ganz dem schlagfertigen Geist unseres politischen Reichsoberkochs, allein für die Lösung des Problems, wie mit dem geringsten Zeitopfer und der verfügbaren Kraft des Moments die erreichbar höchste Summe ehrlicher und heilsamer Reformarbeit im Sinne des sozialen Kaisertums geleistet werden könne, ist damit wenig ausgerichtet.

Ob die von Friedrich Lange angestrebte neue Parteibildung in dieser Form jetzt oder überhaupt jemals möglich ist oder nicht: das deutsche Volk vertraut seinem Kaiser, der von seinem höchsten sozialen Berufe durchdrungen ist, wie keiner

vor ihm, und der sich zweifellos bewußt ist, daß es hinfort auf dem Wege der Sozialreform ein Rückwärts nicht mehr giebt.

Bismarck hat am 18. März 1890 seinen Abschied als Kanzler und Minister erbeten. Vierundzwanzig Stunden später war er ihm gewährt.

Wilhelm II. kennt nur eine Losung: Durch!

14.

Es ist ein gutes, schönes, edles, bald ergreifendes, bald erschütterndes Buch, das uns die Baronin Bertha v. Suttner mit der zweibändigen Lebensgeschichte „Die Waffen nieder!“ beschert hat. Trotzdem ein unvollständiges Werk, weil es nicht auf der vollen Höhe des modernen Wissens und der modernen realistischen Kunst steht. Auch nicht auf der vollen Höhe des modernen Volkslebens, denn die Heldin dieser „Lebensgeschichte“ ist zwar menschlichecht, jedoch nur als der Typus einer Bildungsschichte, die sich auf dem Untergrunde des mittelalterlichen Adelsstandes mit gewissen freigeistigen Emanzipations-Allüren aufbaut, ohne in voller Blutsgemeinschaft mit dem Volke zu leben. Der Suttnersche Roman ist daher auch kein Volksbuch im starken Sinne, sondern mehr das Produkt einer exklusiven Bildung mit einer Beimischung allgemeinmenschlicher „Sentiments“ und abstrakter Idealität.

Wäre der Suttnersche Roman eine tendenzlose Dichtung, ein Fabulierwerk schlechtweg, so würde das Unzulängliche nicht allzustark ins Gewicht fallen. Aber er ist mehr, das heißt: er will und soll mehr sein — eine künstlerische Kampfschrift wider den Krieg, die alle Argumente erschöpft, allen Widerspruch zum Schweigen bringt, alle Hirnrissigkeit und blutige Lächerlichkeit der heutigen Kriegs-Kulturwirtschaft rücksichtslos aufdeckt und mit feurigen Ruten alle jene geißelt,

welche aus irgend einem bösen Interesse oder fatalistischem Glauben den Krieg für unausrottbar erklären.

Leider sind ganze Seiten der Frage übergangen, die wissenschaftlichen Grundlagen ungenügend aufgebaut, der Wurzelkomplex des Kriegsgeistes nicht in seiner Fülle analysiert.

Ja, ganze Seiten von hervorragender Wichtigkeit sind übergangen. Die theologische z. B. ist breit erörtert, die ästhetische hingegen gar nicht. Warum giebt uns der Roman, der allerlei Autoritäts-Vertreter für den Krieg in lebendigen Gestalten zeichnet, nicht auch den überaus einflußreichen Vertreter des Kriegsgedankens in der Kunst? Der ganze mächtige Zusammenhang des Themas mit der Kunst aller Zeiten wurde von der Dichterin einfach übersehen. Was hat sie damit nur für eine ausgiebige Figur ungenützt gelassen — den modernen Schlachtenmaler! Und was für Modelle stehen da zur Verfügung! Ist der Dichterin z. B. der Maler Heinrich Lang (Gatte der genialen Tina Blau!) mit seinen furchtbaren Aufzeichnungen eines Schlachtenbummlers unbekannt geblieben? Und die betreffenden Franzosen? Und im andern Lager — im Lager der Dichterin selbst — der Russe Wereschagin?

Sodann die wissenschaftlichen Grundlagen! Zum Beispiel: Jedem humanen Fortschritt ist eine grundlegende ökonomische That, jeder humanen Revolution eine soziale vorausgegangen, wie die Geschichte der Religionen, der Sitten, des Rechts u. s. w. ausweist. Das erträumte Friedensreich auf Erden, wenn auch nur in dem beschränkten Sinne des „Die Waffen nieder!“, kann nur durch eine ökonomisch-soziale Umbildung des gegenwärtigen Staatsgedankens und faktischen Staatswesens angebahnt werden. Der Krieg ist eine Notwendigkeit für die herrschende kapitalistische Produktionsweise; er wird nicht bloß von den Dynasten und Staaten-

lenkern, sondern auch — in manchen Fällen hauptsächlich sogar! — von den internationalen Börsenfürsten gemacht. Die Frage: ob Krieg, ob Friede? wird nicht bloß am grünen Tisch, sondern auch in den Geheimkontors der internationalen Hochfinanz entschieden. Das die Welt umspannende Finanzungeheuer mit der ihm teils tributpflichtigen, teils auf Tod und Leben verschriebenen Weltpresse ist heute ein Kriegsfaktor ersten Ranges. Davon weiß der Suttnersche Roman nichts zu erzählen, obwohl er gelegentlich der Berührung der Abrüstungsvelleitäten des sentimentalen Napoleons III. dazu Ursache gehabt hätte, denn der Zusammenhang der Politik der Bonapartisten insonderheit mit den Finanzmächten ist doch heute kein Geheimnis mehr.

Das Wort human kommt unzähligemal, das Wort sozial fast kein einzigesmal im Suttnerschen Roman vor. Das giebt zu denken. So viel die Dichterin auch Naturwissenschaftliches heranzieht, ihr ideales Menschen-, Staats- und Völkerrecht ist doch nur ein Überrest der gerade naturwissenschaftlich überwundenen, alten, humanistisierenden internationalen Schöngeisterschule des vorigen Jahrhunderts. Die wahrhaft naturwissenschaftliche Weltauffassung, die von der Produktion, von den Arbeits-, Erwerbs- und Besitzfragen ausgeht und in der wirtschaftlichen Emanzipation der Völker, in der allmählichen Sozialisierung der Menschheit, und zwar in nationaler Abgrenzung, den Weg zur Humanität, zur Gerechtigkeit und zum Frieden sieht und dadurch auch die Möglichkeit einer vollständigen Abschaffung des Krieges vorbereiten hilft, spielt in dieser Kampfschrift wider den Krieg so gut wie gar keine Rolle. Und darin ganz besonders liegt die Unzulänglichkeit des Werkes. Es hat eine große Stimmungs-, jedoch nur eine geringe Überzeugungskraft, weil

es nicht aus dem Vollen der modernen Weltwissenschaft stammt.

Auch die Fabel ist nicht darnach, die Überzeugungskraft zu erhöhen. Gesetzt den Fall, die „Heldin“ dieser Lebensgeschichte — die Geschichte einer hochadeligen, steinreichen Offiziersfamilie während der Feldzüge in Oberitalien, Schleswig-Holstein, Böhmen und Frankreich — hätte ihren schönen Husarenleutnant in Italien nicht verloren, ihr zweiter Gatte, ein Oberstleutnant, wäre in Böhmen nicht verwundet und später in Paris nicht als preußischer Spion irrtümlicherweise erschossen worden, sondern das Glück hätte es so gewendet, daß der erste Gatte mit Auszeichnung aus dem Feldzuge heimgekehrt und von einer Ehrenstaffel zur andern emporgestiegen wäre, würde sich dann die Heldin auch diese leidenschaftliche Philippika gegen den Krieg geleistet haben? Dadurch eben verliert die Fabel an Beweiskraft, weil nur ein vom Unglück verfolgter Privategoismus sich gegen den mächtigen Staatsegoismus aufbäumt, und was von der Dichterin zur Verallgemeinerung dieser Privatangelegenheit aufgebracht wird, mehr aus dem Gebiete der Reflexion und der Kritik herbeigeholt erscheint, als aus den Schicksalen thätig und leidend vorgeführter Gestalten und Bevölkerungsgruppen, die vor den Augen des Lesers in scharfer Individualisierung mitten im kriegerischen Lebensgetriebe stehen und den Roman mit einer reichen und manigfaltigen Handlung erfüllen müßten. Statt dieser Belebung eines gewaltigen Schauplatzes, liest uns die Heldin immer wieder aus ihren Tagebüchern vor und breitet eine Unzahl von Zeitungsberichten, Exzerpten und Briefen vor uns aus — und am Schlusse schrumpft alles wieder zu kleinen rührseligen Familiengeschichten mit Verlobungen, Hochzeiten und Taufschmausereien zusammen. Also ist die kleine, verliebte, vergnügte Gesellschaft doch nicht aus dem Leim gegangen, trotz

aller Kriege? Gott bewahre! Nur daß sie ohne die kriegerischen Unglücksfälle noch ein bischen verliebter, noch ein bischen vergnügter hätte sein können ... Offengestanden, das ist ein sehr wenig heldenhafter Ausgang dieser streitbaren Lebensgeschichte, und der so laut erhobene Ruf „die Waffen nieder!“ verhallt recht marlittisch-weichlich in den Trinksprüchen und Gratulationen des Taufschmauses.

Mit einem Wort: zuviel egoistisches Pathos, zuwenig soziales Ethos! Das nimmt dem Buch seine Größe, sein Gewicht und läßt es vom hohen Sockel der Nationallitteratur auf den Salontisch der Familienlitteratur sinken. Familienblätterstandpunkt in großen Weltgeschichtsfragen ist es auch, wenn die Dichterin Alles nach den Gesetzen des Privatrechts beurteilt und schildert und sich dagegen sträubt, sich in die Realität der Machtverhältnisse großer Staaten zu versetzen. Natürlich muten wir der Dichterin nicht zu, daß sie sich für Dynasten, die nicht zugleich eine Nationalität verkörpern, begeistere; allein wir müssen doch von ihrer Unparteilichkeit das Zugeständnis erwarten, daß keine Nation sich selbst aufgeben darf, will dieselbe nicht Menschheitsinteressen gefährden, die höher stehen, als das Wohl und Wehe einzelner Familien. Der Krieg, den das moderne kapitalistische Wirtschaftsleben unablässig zwischen den Industrievölkern führt und der täglich Hekatomben von Menschenleben und Menschenglück verschlingt, ist nicht weniger schaudervoll als jener andere, der der Gräfinheldin des Suttnerschen Romans den schönen Husarenlieutenant gekostet hat.

Was diesen merkwürdigen Roman, den wir im großen Ganzen für die Verirrung einer genialen Frau halten, von der üblichen Familienblätterlitteratur absondert, das ist der schöne Wagemut, mit welchem die Verfasserin in einem deutschen Buche

Dinge bespricht, beurteilt, zerfasert, verlacht und verspottet, die von dem heute in der deutschen Männerwelt grassierenden Byzantinismus für heilig und unverletzlich und jedweder Diskussion entrückt gehalten werden. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, wäre keiner unserer hochberühmten Familien-Schriftsteller, kein Dahn, kein Ebers, kein Heyse, kein Eckstein und wie die ganze alte Wonnebrunzler-Korona sich im einzelnen benamst, männlich und mannhaft genug gewesen, die hehre Geistesfahne zu entfalten, die von dieser Dichterin so heldenhaft geschwungen wird.

Auch die kraftvolle, packende Sprache, über welche Bertha v. Suttner so souverän gebietet, wäre diesen zartbesaiteten Herren versagt gewesen. Einzelne Schilderungen von Kriegsepisoden sind Meisterleistungen starken, anschaulichen Stils. Sodann, wer wüßte besser oder nur so gut wie diese Frau nicht mit witzelnden Redensarten, sondern mit sachlich gegründeter Satire, die Dummheiten, Albernheiten und grotesken Widersprüche der Friedensverhandlungen, der Diplomatenkonferenzen und ewigen Verträge zu geißeln? Wer wüßte mit einem einzigen wie vom Bogen geschnellten Wort-Pfeil oder mit einer gelegentlichen Bemerkung die konventionellen Lügen, Borniertheiten und Affenhaftigkeiten hocharistokratischer Gesellschaftskreise eleganter zu entlarven und zu verspotten, als die Verfasserin von „Die Waffen nieder“? Oder welche andere Schriftstellerin hätte wie sie die Kühnheit, die ewigweiblichen Listen, Eitelkeiten und Begierden bis in die letzten Schlupfwinkel zu verfolgen und sie mit einer oft kaum merklichen stilistischen Wendung ans Licht zu jagen zum Ergötzen aller scharfsinnigen Leser? Von solchen starkgeistigen, genialen Überraschungen und Schönheiten wimmelt das Buch. Und damit ist von selbst ausgesprochen, daß dieses Buch weitaus interessanter und lohnender

ist, als irgend ein anderes der modernen deutschen Familien-litteratur.

Überhaupt die Frauen in unserer Litteratur!

Niemals wurde die Familienblätter-Belletristik z. B. schlauer und pikanter genasführt als durch den Roman der Frau Hartl-Mitius „Odysseus im Salon“ (Verlagsanstalt Stuttgart). Nichts Ehrbareres und Poetischeres für den Büchertisch des guten deutschen Hauses als dieser „Odysseus“, oder mit seinem standesamtlichen Namen Graf Tettenborn! Und die sechs nach Gemälden angefertigten Porträts, die den Band zieren, die Bildnisse der odysseusschen Liebchen: der Backfisch Klarissa, die Pariser Grisette Marguerite, die russische Abenteurerin Lydia Baroff, die Tänzerin Manuele Granja, die Odaliske Mihri, zum Schluß die Gräfin Tettenborn selbst, d. i. die zum legitimen Eheweib aufgesparte einstige backfischliche Kusine Klarissa — kann man sich ein erlaubteres Schaugericht des Ewigweiblichen und Ewiggeliebten auf dem vornehmen Büchertisch vorstellen, sintemal alles so ordnungsgemäß ausgeht und Held Odysseus seine Jugendgeliebte als eheliches Gemahl heimführt? Seine Irrfahrten? Seine internationalen Liebschaften? Mein Gott, die Jugend muß sich austoben — die männliche Jugend, versteht sich, und, was sich wieder von selbst versteht: mit den Mädchen und Frauen der Anderen, die am Schlusse nicht mehr zählen, sobald der Ausgetobte in den sicheren Hafen der sakramentalen Ehe einläuft. Und während der männlichen Austobungsperiode sitzt das vom gütigen Schicksal und der guten bürgerlichen Ordnung zur sakrosankten Ehe vorbestimmte Jungfräulein züchtiglich und minniglich am Ozean seiner Träume, spielt keusch mit den kleinen Muscheln und dergleichen und wartet und wartet in holdseliger Unschuld — bis der ersehnte Odysseus im Hafen einläuft mit seinen bunten

Wimpeln. Das versteht sich am Rande. Und später, vielleicht als Zukost zu den leckeren Schmausereien der Flitterwochen, erzählt Gatte Odysseus seine vielen hübschen, romantischen Abenteuer dem süßen, klugen Weibchen. Ach Gott ja, jetzt kann man wohl davon erzählen, es war ja eigentlich nichts Schlimmes dahinter, lauter unschuldige, himmelblaue Romantik ohne Konsequenzen, ohne Störungen für das eheliche Glück! Na also! Das ist die angenehme Moral der netten, gesellschaftsüblichen Austobungsgeschichte. Ein Feigenblatt drüber für die pedantischen Sittlichkeitsfuchser und Moralfexen — und der Himmel des heiligen Ehestandes hängt nach wie vor voll Geigen.

Frau Hartl-Mitius macht sich den geistreichen Spaß, besagtes Feigenblatt ein wenig zu lüften und der gespannt lauschenden christlichgermanischen Familie zu vermelden, daß wirklich nichts dahinter ist als unschuldige, himmelblaue Romantik, als erlaubte Austobungswunder. Wollte aber irgend ein geriebener Thebaner, wie solche auch hie und da in christlichgermanischen Familien in bescheidenen Exemplaren vorzukommen pflegen, ein wenig blinzeln oder zweideutig lächeln: „Aha, jetzt kommt's!" so tippt die schlaue Erzählerin auf das Feigenblatt — und es kommt wirklich nichts, was ein sittiglich Gemüt kränken könnte. Nun, zarte sündhafte Ahnungen sind erlaubt und Gedanken zollfrei.

Und also schließt das tugendsame Buch auf S. 339: „Odysseus hat seine Irrfahrten vollendet, er ist im Hafen der Ruhe angekommen, und wenn er sich auch nicht immer mit Stricken an das Schiff binden ließ, um den Lockungen der Sirenen zu entgehen, so war ihm der Himmel doch gnädig gesinnt, denn er gab ihm ein kluges Weib und mit ihm sicher den größten Schatz auf Erden."

Wie eingangs gesagt: Niemals wurde die Familienblätter-

Belletristik schlauer und pikanter genasführt als durch den Roman der Frau Hartl-Mitius „Odysseus im Salon.“ Das Buch ist in Stil und Ton und Fabelei die blutigste Satire auf die äußere Wohlanständigkeit und innere Korruptheit des Liebeslebens und der Geschlechtermoral der tonangebenden Gesellschaft, ein dämonischer Hohn auf die ganze Fable convenue unseres Familienlebens und seiner schönen Litteratur. Aber wird man die Lektion verstehen, und wird sie fruchten?!

15.

Endlich!

Aber ein furchtbar langer, plumper, unkünstlerischer Titel in seiner offiziellen Fassung: „Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen im königlichen Glaspalaste 1889"!

Eine Einrichtung, die alljährlich wiederkehren und kennzeichnend für das Kunstleben einer Stadt sein soll, müßte mit der Kürze und Kraft eines Schlagwortes bezeichnet werden und nicht mit der Aneinanderreihung von Wörtern von mehreren Bandwurmlängen.

Zunächst hätte der Ausdruck „Ausstellung" vermieden werden sollen, weil er in dem Durcheinander unserer modewütig sich ablösenden und kreuzenden Ausstellungen aller nur erdenkbaren Gattungen alles Hervorstechende verloren hat.

Dann dieses breite und breiige „von Kunstwerken aller Nationen," das zudem eine Aufschneiderei ist! Als ob es außer den sogenannten „bildenden" und graphischen Künsten nicht auch noch andere gäbe! Es ist uns nicht bekannt, daß im Glaspalast z. B. auch musikalische und dichterische Schöpfungen mit ausgestellt worden wären — Werke, die doch auch „Kunstwerke" sind sozusagen! Nach übereinstimmender Annahme aller Kulturforscher ist die Poesie die erste, ursprüngliche und verbreitetste aller menschlichen Künste gewesen, während es durch religiöses Gesetz gewissen Völkern von Anfang an untersagt

war, sich „irgend ein Bildnis oder Gleichnis von dem zu machen, was auf, unter oder über der Erde ist" — ein Gesetz, das z. B. bei den islamitischen Nationen heute noch zu Recht besteht.

„Aller Nationen" — auch das stimmt nicht, denn die Geschichte kennt noch eine ganze Reihe kunstschöpferischer Nationen, die in den Münchener und gewöhnlich auch in andern europäischen Ausstellungen nicht vertreten zu sein pflegen.

Die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit und wissenschaftliche Exaktheit ist mithin bei der Namensgebung dieser neuen Münchener Einrichtung nicht in Thätigkeit gewesen.

Dies ist das erste, und wie wir gleich mit Vergnügen beifügen wollen, einzige negative Ergebnis dieser „Jahresausstellung."

Daneben sei das bedeutendste positive Ergebnis gestellt, jenes positive, das in der heutigen Welt bei Hoch und Niedrig als das erstrebenswerteste gilt: das mammonistische, handelsmännische, materielle, in klingender Münze zählbare. Als Bildermarkt hat diese erste „Jahresausstellung" einen unerwartet glänzenden Erfolg aufzuweisen: sie hat für nahezu eine halbe Million Kunstwerke „abgesetzt" — trotz der furchtbaren Konkurrenz der Pariser Weltausstellung und anderer Wettbewerbungen.

Finanzpolitisch hat sich also diese neue Einrichtung durchaus bewährt. München hat sich als erster deutscher Bildermarkt im verdienstlichsten Lichte gezeigt. Aber auch kunstpolitisch ist dieses Ergebnis nicht gering anzuschlagen. Die im Glaspalaste zusammengebrachten Bilder, welche so zahlreiche kauflustige Beschauer anlockten, gehören der Menge und Bedeutung nach der Münchener Produktion an. Die Berliner und Dresdener Ateliers haben sich fast gar nicht, die Düsseldorfer und

Wiener nur schwach beteiligt. Gut war Karlsruhe vertreten. Also München hat den Haupttrumpf ausgespielt; es hat sich der Welt wirklich als erste deutsche Kunststadt vorgestellt. Wenn es nur ernstlich will, kann es auch für die Folge seine Stellung als Mittelpunkt deutscher Kunst festhalten, wenigstens als Mittelpunkt deutschen Kunsthandels. Denn wenn nach der Versicherung des alten Herrn Friedrich Pecht die „Münchener Künstlerschaft zu mindestens einem Drittel aus Polen, Ungarn, Russen, Griechen, Skandinaviern und Amerikanern besteht“ und — nach der Versicherung des nämlichen alten Herrn — „es überaus interessant zu sehen ist, wie scharf besonders die beiden Ersteren ihre Nationalität in der Kunst ausprägen, obwohl sie in München ihre künstlerische Ausbildung empfangen haben,“ so hat München als Kunststadt seinen Schwerpunkt hauptsächlich in der Schule und im Markt, weniger in dem Geiste, der von dem Boden und der Luft aus München als schöpferisches Kunstorgan voll charakteristischer nnd geschlossener Kraft durchflutet. Es wäre also mehr ein Zufallsverhältnis, das zwischen München und der Kunst besteht, nicht eine naturnotwendige Kulturströmung, welche die Stadt und ihre Künstler unzertrennlich an einander fesselt. Mit andern Worten: es wäre nicht eine spezifisch Münchnerische Kunstatmosphäre, die Einheimische und Fremde gleichermaßen erfüllt und umhüllt, wie z. B. in Paris das spezifisch Pariserische nach und nach alle in Paris schaffenden Künstler zu einem eigenartigen Typus zusammengeformt und ihren Werken einen unverkennbaren örtlichen, nach Natur, Geschichte und Gesellschaft scharf bestimmten Stempel aufgeprägt hat, sondern mehr eine Thatsache der Statistik sozusagen, daß München zufällig so und so viel kunstbegabte Menschen beherbergt, welche hier zusammenkommen, um lediglich die Vorteile der Unterrichtsmittel und des Marktes für ihre persönlichen

Zwecke auszunützen, ohne eine große, ins Soziale getriebene, mit der Kraft eines eigenartigen Kunstideals faszinierend wirkende Thätigkeit zu entfalten, in welcher alles zu machtvoller Blüte in die Höhe kommt, was nur dieser Kulturboden, von jedem andern unterschieden, an verborgenen Keimen und Triebkräften enthält. Oder kurz gefragt: enthüllt sich in München ein neues Geheimnis ursprünglichen Kunstgeistes — oder wäre alles, was hier an Kunstwerken hervorgebracht wird, nach Art, Kraft und Bedeutung in jeder anderen Stadt, welche die äußeren materiellen Vorbedingungen erfüllte, ebenso gut ausführbar? Ist München nach seiner Natur, Geschichte, Gesellschaft und Kulturhöhe so stark mit innerer kunstschöpferischer Kraft gesättigt, daß ihm hierin in ganz Deutschland keine andere Stadt gleichkommt?

Wer hierauf mit Ja antworten kann, der giebt damit zugleich die Folge zu: München ist in der That und Wahrheit in Deutschland, was Paris in Frankreich ist — die Kunstmetropole, die durch kein noch so widriges politisches oder wirtschaftliches Geschick um den Rang gebracht werden kann, den sie im Reiche der künstlerischen Ideale und Interessen zum Segen der Menschheit einnimmt.

So Hochachtbares und Erfreuliches diese erste Münchener Jahresausstellung auch enthält, und so kraftvoll auch der Unternehmungsgeist ist, der sie ins Leben gerufen: ein bestimmtes Ja auf die soeben gestellten Fragen ist noch nicht unter den Ergebnissen, auf die wir bei ihrem Schlusse zurückblicken können.

Abgesehen von Verschiedenem, was später angedeutet werden soll, entbehrt sie der nationalen Geschlossenheit, der kernigen Deutschheit. Erstens hat sie sich zu sehr an die Ausländer herangebiedert, um von ihnen, in allererster Linie von den Franzosen, Sensationsstücke für die Gaffer aufstellen zu

können, zweitens hat sie eine große Zahl von Werken aufgenommen, die jeder Originalität entbehren, bloße Nachahmereien ausländischer Muster oder öder technischer Nachschreibereien sind, drittens hat sie in der Annahme und in der Art der räumlichen Zurgeltungbringung wie in der Auszeichnung durch Prämien nicht immer jenes Feingefühl und jenen Takt walten lassen, welche wir von einem maßgebenden Unternehmen auf deutschem Boden zu fordern berechtigt sind. Es ist da viel Dilettantisches und nicht aus den idealen Grundsätzen des Kunstwesens genügend Erklärliches mit untergelaufen.

Am schwächsten ist das Ergebnis der Plastik, sowohl was die Zahl und Vollendung als die deutsche Eigenart der ausgestellten Werke betrifft. Die Zahl der Skulpturen, die teils im Palmengarten, teils in 48 Sälen und Kabinetten zur Ausstellung gelangt sind, ist quantitativ und qualitativ unverhältnismäßig gering. Dabei hat einer der strebsamsten und fleißigsten Münchener Plastiker, dem nur das hartnäckigste Übelwollen Talent und Fertigkeit wird abzusprechen vermögen, es erleben müssen, daß seine sämtlichen eingesandten Werke, farbig behandelte Büsten, der Reihe nach zurückgewiesen worden sind. Zuerst wollte die Jury wenigstens seine Döllinger-Büste annehmen, jedoch unter der Bedingung, daß der Künstler — Joseph Echteler ist sein Name — nicht ein chromisch behandeltes, sondern ein weißes Exemplar liefere. Und als der gequälte Künstler, der seit Jahren mit den größten Opfern Experiment auf Experiment in der Bemalung der Statuen anstellte, sich noch besann, wie er sich dieser merkwürdigen Bedingung gegenüber benehmen solle, revidierte die Jury ihren ersten Beschluß und lehnte überhaupt seine Beteiligung an der Ausstellung ab. Der Besucher des Glaspalastes wurde dadurch um den Vorteil gebracht, einen talentvollen Plastiker kennen zu

lernen, der zuerst in München in ausgedehntestem Maßstabe der Frage nach der Bemalung der Skulpturwerke mit konsequenten Experimenten nähertrat und durch die Erfindung einer wetterbeständigen Masse und durch gelungene Bemalungsversuche der modernen Kunstbildhauerei einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Gerade seine Döllinger-Büste ist neben der des Universitätsprofessors Dr. v. Maurer nicht nur eine sehr starke Talentprobe, sondern auch ein von der Kritik längst anerkanntes Kunstwerk von unbestreitbarem Werte.

Mag dieser Fall, den die Prüfungskommission auf ihre Kappe zu nehmen hat, vereinzelt dastehen oder nicht — betrübend bleibt es unter allen Umständen, daß durch solche Vorgänge Kunst, Künstler und Kunstfreunde gleichmäßig in ihren berechtigten Erwartungen und Vorteilen geschmälert werden dürfen. So ist es gekommen, daß in dieser ganzen ersten „Jahresausstellung" nur zwei Werke vorhanden sind, die der noch immer brennenden Frage nach Art und Umfang der Bemalung plastischer Kunstwerke eine diskrete Lösung zu geben versuchten: ein fein ausgeführtes „lachendes Mädchen" in sanft angetöntem Marmor von Rudolf Maison in München und die Porträtbüste zweier Kinder in Terrakotta von Nikolaus Geiger in Berlin, ein höchst lebendiges, anmutiges Werk. Alles, was sonst an Groß- und Kleinplastik vorhanden, ist herkömmliche Arbeit, gut und weniger gut, manches handwerksmäßig virtuos, wie bei den Italienern, aber ohne Bemühen, die Ausdrucksmittel der Kunst zu vermehren und zu steigern und an Problemen kühn herumzurätseln. Von Sturm und Drang und genialem Wagemut zeugt kein einziges der ausgestellten plastischen Werke.

Sehr erfreulich dagegen ist das Ergebnis der Malerei hinsichtlich der neueren Technik und Verinnerlichung des Ausdrucks, vertreten durch die sogenannten Hellmaler. Diese erste

„Jahresausstellung“ hat den vollgiltigen Beweis erbracht, daß die jungen deutschen Meister nicht nur mit den Herren der alten Schule, sondern auch mit den glänzendsten Darstellungskünstlern des Auslandes keinen Vergleich zu scheuen brauchen.

Hätte man die starke Zahl von Franzosen nur darum zu dieser Ausstellung herangezogen, um der siegreichen Meisterschaft der Modernen in Deutschland einen desto glänzenderen Rahmen und wirkungsvolleren Hintergrund zu geben, so könnten die Anspruchsvollsten unter uns hochbefriedigt sein. Die deutschen Realisten wissen so gut wie die geübtesten ihrer französischen Kollegen, die Sonne vom Himmel zu holen und Fluten hellsten Lichtes und klarster Luft über ihre Bilder zu ergießen. Die Summe des Könnens ist bei uns so hoch wie bei irgend einem Malervolk der Welt. Und wenn heute die deutsche Kunststadt München sich entschließen wollte, eine reindeutsche Ausstellung zu veranstalten, so würde der Beschauer nichts von den technischen Überraschungen und koloristischen Bravourstücken vermissen, die man seither nur bei den unruhigen, neuerungssüchtigen Franzosen anzutreffen gewohnt war.

Allein eine solche reindeutsche Ausstellung würde, trotz des Ausschlusses ausländischer Bilder, immer noch einen hinlänglich bunten und internationalen Eindruck machen aus dem leidigen Grunde, weil jene Deutschen immer noch in der Mehrzahl sind, welche ihre Phantasie und ihr Können an fremde Stoffe verschleudern, heute türkische, morgen italienische, übermorgen russische Vorgänge und Zustände malen, ohne freilich in diesen Sujets jemals die volle Wahrheit und innere Schönheit eingeborener Meister zu erreichen. Die Nachahmungswut und der Kosmopolitismus sind bei uns immer noch mächtiger, als sich mit dem Wesen der Kunst und dem nationalen Selbstbewußtsein verträgt. Es fällt dies um so peinlicher auf,

je mehr glückliche Versuche vorhanden sind, die nationale Eigenart nach Form und Inhalt gleich charaktervoll in harmonischen Kunstwerken durchzubilden. Oder ist es nicht wahrhaft ärgerlich und demütigend, einen hochbegabten jungen deutschen Meister mit jedem neuen Bilde sich von seiner Zeit und seinem Volke abwenden und alte holländische Sittenbilder pinseln zu sehen? Man betrachte sich doch einmal die wunderschönen Bilder von Klaus Meyer in München! Die alten Holländer haben in ihren begnadetsten Stunden nichts Besseres gemacht. Warum muß der junge Deutsche nur immer zu ihnen hinlaufen und ihren Nachempfinder und Nachtreter spielen, statt ein ganzer deutscher Mann und Meister von ursprünglicher Empfindung zu sein? Wozu diese abgeschmackte Sittenbild-Maskerade? Wozu dieses Kokettieren mit einem Epigonentum, wofür man z. B. in anderen Künsten, in der Musik und Dichtung, nur ein verächtliches Achselzucken hat? Man denke sich doch einen jungen deutschen Schriftsteller von heute, der à la Ariost dichten, oder einen ebensolchen Musiker, der à la Pergolese oder Rossini komponieren wollte! Und was in diesen Künsten eine Armseligkeit und eine Lächerlichkeit wäre, das sollte in der Malerei Größe und ein Ruhmestitel sein? Wir sind so frei, Herrn Klaus Meyer mit allen übrigen Nach- und Anempfindern, mit allen Epigonenfexen und Auslandsaffen, und wären sie die unbezahlbarsten Techniker von der Welt, einfach armselig und komisch zu finden. Man nehme sich doch einmal die Ausländer in ihrer nationalen Würde und ihrem rassemäßigen Vollgefühl zum Muster! Wie selten fällt es einem Holländer oder Franzosen oder Italiener ein, aus ihren Landen und Leuten und Selbstschilderungen herauszugehen und sich in fremde Landsmannschaften hineinzulügen! Hineinzulügen — da steht das rechte Wort. Rückkehr zur Natur heißt auch

Rückkehr zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Womit wir noch lange nicht der grämlichen Pedanterie das Wort reden wollen, daß ein Phantasiescherz in übermütiger Künstlerlaune gleich eine nationale Todsünde sei. Es handelt sich hier eben nicht um Scherze, nicht um vorübergehende Spaßhaftigkeiten und Possenreißereien, sondern um die großen Ernstfälle der vaterländischen Kunst.

Ein solcher Ernstfall ist auch das größte und gelungenste der wenigen Historienbilder dieser ersten „Jahresausstellung“: Karl Marr's Flagellanten-Prozession. Stofflich zwar auch entlegen, schildert es in dem Aufzuge der mittelalterlichen Geißelbrüder doch ein allgemein menschliches Seelenelend, die Reaktion der Reue, Buße und Selbstzerfleischung nach den bestialischen Egoismus-Orgien einer in Wohlleben und Üppigkeit und Lasterhaftigkeit versunkenen Zeit. Was uns Marr hier schildert, hat er nicht mühsam an alten Bildern ab- und zusammengeguckt und zu einer akademisch nüchternen Maschine aufgebauscht — es ist vielmehr die Vision einer großen, von den lauernden Schrecken der Zeit im Innersten ergriffenen Künstlerseele, dargestellt mit dem Aufgebot des vollen Könnens edler Meisterschaft.

Daneben begrüßen wir es gleichfalls als eines der guten Ergebnisse dieser Ausstellung, daß sie uns mit den Schreckensbildern und der von Menschenblut dampfenden Furien-Romantik des Krieges verschont hat. Wir haben von diesen herzbrechenden Scheusäligkeiten der modernen Menschenmassenschlächtereien im letzten Jahrzehnt genug hinunterwürgen müssen. Der Waffenstillstand in der Malerei ist uns nicht weniger willkommen als der Völkerfriede im Leben. Um im Alltags-Kampfe ums Dasein bei heldenhafter Gesinnung zu bleiben und kein Charakterlump zu werden, ist es wahrlich nicht notwendig, uns immer die blutige Barbarei des Krieges an die Wand zu malen.

* * *

Einer der beliebtesten Einwände gegen die moderne Hellmalerei richtet sich gegen die Stoffwahl. Die Hellmalerei verenge den Sinn für die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt! Die Hellmalerei wie der Realismus überhaupt kultiviere ausschließlich das Gewöhnliche, Schmutzige, Traurige, Erbärmliche! Die moderne Richtung verpöne die schönen Traumgeschichten der Einbildungskraft, verpöne überhaupt die Phantasie! Die Neueren hätten sich dem Pessimismus verschrieben und seien stumpf und blind für die heiteren Seiten des Daseins!

Das alles will aus der künstlerischen Stoffwahl erwiesen werden.

Wer mit unbefangenen Augen diese erste Münchener Jahresausstellung gemustert hat, weiß nun, daß von alledem nicht die Hälfte, nicht ein Viertel wahr ist. Wahr ist, daß die neue Richtung die Stoffgrenzen ungeheuer erweitert und der Kunst Gebiete erschlossen hat, welche dem überwundenen Akademismus als hervorragend unmalerisch, unpoetisch, unschön gegolten haben. Wahr ist, daß die neue Richtung die verlogene Rosabrille der Schönseligen und Gefühlsduseligen in die Ecke geschleudert und dafür das natürliche Auge geschärft hat, damit es imstande sei, auch im anscheinend Häßlichen und Ärmlichen den Wesensgeist der Welt zu erkennen und mit voller Kraft der Beseelung und Verinnerlichung herauszugestalten. Wahr ist, daß die echten, radikalen Realisten, die bis in die äußersten Haarspitzen erfüllt sind vom Geist der Moderne, ebenso die lustigen, hellen, wie die traurigen, trüben Seiten des Gesellschaftslebens mit der neuen Technik zu meistern verstehen. Und die Phantasie soll bei ihnen zu kurz kommen, die Einbildungskraft soll bei ihnen nichts mehr mitzusprechen haben? Das Fabulieren soll ihre schwächste Seite sein?

Wohl, das Fabulieren ins Blaue hinein, das sinnlose,

mattherzige, romantisierende Faseln, das ist glücklicherweise für sie abgethan. Dafür sind sie um so gewaltiger im Aufspüren tiefsinniger Naturweisheit, um so gewandter in der Gestaltung elementarer Natursymbolismen. Es ist endlich langweilig geworden, zum Beweise dafür immer wieder den Mund mit den Böcklinschen Phantasiestücken vollzunehmen. Böcklin ist wohl noch der Erste, aber längst nicht mehr der Einzige und allgemach auch nicht mehr der Interessanteste dieser symbolisierenden Malerpoeten. In dieser ersten Münchener Jahresausstellung ist als jüngster Vertreter dieser Richtung ein viel geistreicherer Kopf auf dem Plan erschienen: Franz Stuck mit seinem technisch verblüffenden „Wächter des Paradieses“ und mit seinen „Kämpfenden Faunen,“ während Max Klinger mit einem halben Dutzend Radierungen in verwandter Richtung wahre Orgien genialer Naturphantastik feierte.

Was die Kunst der Verinnerlichung, der Seelenerforschung im Gewöhnlichen und sozial Gedrückten betrifft, haben die längst bewährten Meister Fritz v. Uhde, Liebermann u. a. zwar noch keine vollebenbürtigen Nachfolger gefunden, allein eine Reihe von beachtenswerten Werken — in erster Linie die „Madonna im Frühlingsgarten“ von Wilhelm Volz — erfüllen mit der freudigen Genugthuung, daß jene Meister mehr und mehr verwandte und kongeniale Talente auf die neue Bahn leiten.

Dabei ist auch sonst an Originalköpfen, die durch eine eigentümliche Technik zu fesseln und merkwürdige Naturstimmungen zu fassen wissen, kein Mangel. Der Sonderling Hans Thoma mit seinem „Abend“ und „Apollo und Marsyas,“ der Sonderling Trübner mit seinem „Kartoffelfeld,“ — wer ist ihnen nicht mit Vergnügen nachgegangen?

Gewiß, im eigentlichen Genrebild stellen die Alten noch

ihren Mann, daß es noch heiße Kämpfe zwischen ihnen und den Jungen setzen wird, bevor die Letzteren im Wohlwollen des Publikums sich eines unangefochtenen Ehrensitzes erfreuen. Defregger, spröd und matt und nichtssagend in der Farbe, welch ein unübertrefflicher Charakteristiker in seiner alten „Brautwerbung“ wie in seinem neuen „Vor der Schlacht am Berge Isel“! Und Franz Simm, welche Feinheit in der Beobachtung, welche überwältigende Beherrschung der mikroskopischen Farbengebung in seinen kleinen Sittenbildern! Wäre er ein Franzose, hätte er längst seinen überberühmten Mitbewerber Meissonnier aus dem Sattel geworfen. Simm ist bedeutender als Meissonnier, allein er ist ein Deutscher und wohnt nicht in Paris, sondern in Schwabing bei München, wird also in alle Ewigkeit nicht so angestaunt und bezahlt werden, wie Monsieur Meissonnier. Vorläufig muß er zufrieden sein, daß seine wundervolle Miniaturtechnik das Entzücken einiger Kenner älteren Schlages bildet und von Seiler, Steinmetz, Löwith mit Glück nachgeahmt wird. Es ist Kunst zum Vergnügen schlankweg — das ist freilich noch nicht der Gipfel der Kunst, bloß Augenweide und Behagen zu gewähren, allein man müßte doch ein fanatisch verrannter Moderner sein, wenn man deshalb dem Meister die Ehre nicht lassen wollte, die ihm gebührt.

Wahrhafte Welttriumphe hat auf dieser ersten Münchener Jahresausstellung die Bildnismalerei gefeiert, Welttriumphe insofern, als kein anderes Kunstvolk imstande wäre, diese Werke zu überbieten. Und zwar teilen sich in diese Erfolge brüderlich Radikale wie Konservative, die Extremen wie die Justemilieu-Naturen. Von Fritz v. Uhdes Bildnis eines Bauernmädchens reicht der Ruhmeskranz bis hinüber zu den Bildnissen des Akademie-Direktors Karl August v. Kaulbach,

und die hypermodernen Salondamen Albert Kellers mit ihrer außerordentlich tiefgründigen Geistigkeit und raffinierten Technik, denen sich Hugo v. Habermanns Damenporträt würdig anschließt, rauben dem Lenbachschen Bildnis des bayerischen Prinzregenten nichts von seiner strengen Tüchtigkeit im Malerischen wie im Charakterschildernden und Seeleausschöpfenden, noch dem Porträt der Gräfin Karolyi und ihres Sohnes von Julius Benczur etwas von seiner imposanten Verbindung von Vornehmheit und Natürlichkeit. Summa: Sieg an Sieg auf der ganzen Linie der Bildnismalerei.

Das Ergebnis dieses ersten Münchener Salons oder, wählen wir lieber ein deutsches Wort, dieser ersten Münchener Kunstschau ist ein überraschend günstiges und läßt mit hochgespannten Erwartungen den kommenden Jahren entgegenblicken. Die deutsche bildende Kunst ist in einem Aufstiege begriffen, der ihr über kurz oder lang die führende Stelle in Europa sichern muß, wenn nicht eine reaktionäre Kulturpolitik die freien Meister der freien Künste, einbezogen die Litteratur und das Theater, vom freien Wege abdrängt oder Hindernisse schafft, welche das frei- und frohgemute Streben lähmen. Mögen ihr und uns die ewigen Götter gnädig sein! Das heißt —: wir verstehen uns schon. Die Kultusdebatten im Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer im März 1890 mit der Androhung eines Bauernkrieges gegen Kunst und Wissenschaft, falls man den dunklen Herren, welche für die bekannte Weltfirma in Rom arbeiten, nicht in allen schönen Dingen zu Willen ist, ließen uns einen tiefen und bösen Blick in die Zukunft der ersten deutschen Kunststadt München thun. Es gilt also treues Zusammenhalten aller kunstbegeisterten Deutschen gegen die kunst- und kulturfeindlichen Römlinge. Was in München für oder wider die Kunst ins Werk gesetzt

wird, muß man in ganz Deutschland spüren. Richard Wagners Wort: „Wenn Sie eine deutsche Kunst wollen, so haben Sie eine deutsche Kunst!“ erhält wieder neue Bedeutung. Mit dem Willen zur Kunst, zur hellen, freudigen, modernen, muß sich der gleich starke Wille zur Abwehr der Anschläge alles lichtscheuen, rückschrittlichen, undeutschen Strebertums verbinden. Das walte Gott!

16.

Die sogenannte katholische „Welt“ spitzt die Ohren und äugt über die Berge. Was ist los?

Roma locuta.

Rom hat gesprochen. Wieder einmal. Merkwürdig. Vielleicht zum millionstenmal — es ist gar nicht mehr zu zählen. Nächst dem römischen Magen giebts in der Weltgeschichte nichts fleißigeres und leistungsfähigeres, als das römische Maul. Wäre das Elend der Menschheit mit dem römischen Mundstück zu kurieren, alle Welt platzte längst vor eitel Wohlsein und Glück.

Leider liegen die Dinge so: Rom schwatzt — und das Elend der Menschheit wächst. Woraus nicht folgt, daß Rom nur zu schweigen brauchte — und das Elend wäre gehemmt. Nein, nur dies folgt daraus: daß es für das Befinden der Welt gleichgiltig ist, ob Rom den Mund aufthut oder zuhält, ob es segnet oder flucht oder im Schweigen verharrt.

Mit römischen Worten wird in der Welt nichts kuriert. In dieser Welt! Ob der römische Wortzauber in einer andern Welt wirkt, darauf mögen die Gläubigen im Jenseits die Probe machen. Das geht uns nichts an und kümmert uns nicht, uns Menschen der Diesseitigkeit, des irdischen Kampfes um Recht und Gerechtigkeit, um Brot, Licht und Luft für alle.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II., ein Mann der kühnen Initiative, des forschen Angriffs, hat die große soziale Reformfrage zum wichtigsten Teil seiner Lebensarbeit und seines

Herrscherberufs gemacht. In einem tüchtigen Schreibebrief hat er dies dem Papst in Rom kund und zu wissen gethan. Zunächst wohl aus Höflichkeit und guter Nachbarschaft, dann aus dem politischen Gefühl, daß in einer überwältigend schwierigen Sache keine Mithilfe zu verschmähen sei, auch die geringste und problematischste nicht — und selbst wenn man in religiösen Dingen ein Ketzer-Kaiser ist, ein Protestant, der von den unfehlbaren Päpsten der alleinseligmachenden Kirche regelrecht anathemisiert ist, kann man selbige Päpste zum sozialen Mitraten und Mitthaten einladen, zumal wenn der gerade amtierende Papst als ein Mann von guten Kenntnissen und sittlicher Lebensführung gilt, wie der derzeitige eisgraue Pontifex Maximus Leo.

Leo dankte sehr gerührt für das kaiserliche Schreiben und wurde sehr weitläufig und brachte u. a. folgendes vor: „Eurer Majestät ist es indes nicht entgangen, daß die glückliche Lösung einer so ernsten Frage neben der weisen Intervention der bürgerlichen Machtkreise die Aktion der Kirche erfordert.... Weil die Gesellschaft die religiösen Grundsätze aus dem Auge verloren, vernachlässigt und verkannt hat, sieht sie sich bis in ihre Fundamente erschüttert.... Die Aufgabe der Kirche ist es nun, in der ganzen Welt diese Grundsätze zu predigen, ihr kommt es zu, einen breiten und fruchtbaren Einfluß auf die Lösung des sozialen Problems zu üben..."

Merkwürdig, daß selbst ein so gescheiter Papst als kirchlicher Sozialreformer so wenig über die Wirkung des „breiten und fruchtbaren Einflusses" seiner Anstalt unterrichtet ist. Soweit sich diese Wirkung geschichtlich durch die Jahrhunderte verfolgen läßt, ist das soziale Elend mit dem Einfluß der päpstlichen Kirche gestiegen. Überall, wo die Herrschaft des Papsttums am üppigsten, ungezügeltsten und unangefochtensten sich

entwickeln konnte, sind die Grundlagen der sozialen Ordnung, der Gerechtigkeit und allgemeinen Wohlfahrt am ersten verfault und zusammengebrochen. Siehe den Kirchenstaat selbst während der jahrhundertelangen unumschränkten geistlichen Herrschaft! Und die Throne, die sich, wie die schöne Phrase lautet, auf den Altar am vertrauensseligsten stützten, sind am gründlichsten in die Brüche gegangen. Siehe vornehmlich die romanischen Staaten, Italien, Spanien, Frankreich! Wenn die Kirche mit ihrer Herrschaft und ihrem Einfluß etwas wahrhaft Gutes und Dauerndes vermöchte, hätte sie doch wahrlich diese Länder in erster Linie zu erhabenen Musterstaaten sozialer Ordnung, Wohlfahrt und Zufriedenheit machen müssen. Warum hat sie dies nicht gethan, warum hat sie die ausgezeichnete Gelegenheit versäumt, ihre vielgerühmte göttliche Wundermacht zu entfalten und vor aller Welt ein soziales Exempel zu statuieren, das sich sehen lassen kann? Und, um ein ganz neuzeitliches Beispiel zu nehmen, was hat die Kirche verhindert, aus Belgien, wo ihr Einfluß schon lange am „breitesten und fruchtbarsten“ ist, ein Land der herrlichsten sozialen Einrichtungen und Reformen zu machen?

* *
*

Rom hat gesprochen... Große Worte, wo allein große Thaten gelten! Wir wollen mit den wälschen Herrschaften wieder einmal deutsch reden.

In Deutschland wie in Österreich tritt nun seit Monaten die römische Thätigkeit, ausgeübt durch die Partei der Ultramontanen, durch Bischöfe, Geistliche, Zeitungsschreiber und Parlamentarier mit verschärfter Kraft in den Vordergrund. Alle Anzeichen — die Gleichzeitigkeit der Aktion, die fortwährenden Kommandorufe in den Zeitungen und Vereinen, die

Schlag auf Schlag folgenden Encykliken, Erlasse, Sendschreiben u. s. w. aus dem Vatikan — sprechen dafür, daß es sich um einen von dem Haupte der unfehlbaren und alleinseligmachenden Kirche wohlausgedachten und langvorbereiteten Feldzug handelt, um einen erneuten Ansturm gegen die Einrichtungen des Staates und der Kultur zu gunsten der vermorschten Papstmacht und kirchlichen Alleinherrlichkeit. Natürlich hängt die Kirche der Sache ein harmloses Mäntelchen um und webt Schleier über ihre wahren Ziele. Allein, um von den Operationen Windthorsts, des „Reichstagskönigs“, wie ihn jüngst eine weniger vorsichtige ultramontane Zeitung nannte, zu schweigen, ersieht man sehr deutlich aus den Vorgängen in der bayrischen Kammer und aus den Erklärungen der österreichischen Bischöfe, worauf die vatikanische Aktion eigentlich abzielt. Besonders die Erklärung, mit welcher der Kardinal Graf Schörnborn, Erzbischof von Prag, jüngst im Namen des österreichischen Episkopats die bekannten Schulforderungen begründete, ist in diesem Punkte geradezu klassisch.

Der unerschrockene Papist erklärte nämlich rund heraus, daß die ganze moderne Staatenordnung sich im vollsten Widerspruche mit den Grundsätzen der katholischen Religion (d. h. mit den Machtansprüchen des Papsttums!) befinde, daß der Staat die Pflicht habe, zwecks einer vollständigen Umgestaltung der Gesellschaft sich den kirchlichen Oberen mit all seiner Macht unterzuordnen und zur Verfügung zu stellen. Dieses weitausgreifende Ziel habe der Episkopat unverrückbar vor Augen, kraft des Willens des heiligen Vaters in Rom, welcher in seiner unfehlbaren Erkenntnis nur in der Beseitigung des sogenannten modernen Staatsgebäudes die Wiederkehr des Friedens in der Welt, die Sicherung von Thron

und Altar und die wahre Glückseligkeit der Gläubigen für möglich halte. Die Forderung nach dem uneingeschränkten Besitze der Schule sei nur der Beginn einer langen Reihe von Forderungen, welche nachfolgen werden und müssen...

Also Umsturz! Anarchistisches Chaos, aus welchem die neue Welt des römischen Kirchentums aufsteigen soll. Halbpart mit dem Monarchentum, sofern es willig ist und gute Hand- und Spanndienste den Vatikanisten leistet. Das nennt sich papistische Sozialreform!

Und in Österreich und Baiern sehen wir die Herrschaften bereits an der Arbeit. Es ist ein sehr hübsches Bild, was uns da vorgemacht wird.

* * *

Namentlich in Bayern, in München, der Hauptstadt deutscher Kunst, macht sich der Versuch eines Bauernkrieges gegen Kunst und Wissenschaft, als kleine Episode des großen römischen Feldzuges wider den Antichrist der modernen Kultur, wunderschön. Er macht sich um so schöner, als Bayern von einem Regenten beherrscht wird, dessen Gläubigkeit, Frömmigkeit und Kirchenergebenheit von niemand angezweifelt werden kann, nicht einmal vom dümmsten oder verschlagensten Hetzkaplan. Man fordert von diesem Regenten dreist und frech die Aufgabe eines alten Kronrechts, des bekannten placetum regium, eines königlichen Rechtes, dessen Abschaffung nur durch eine Verfassungsänderung zu bewirken wäre, die aber während der Regentschaft, veranlaßt durch die unheilbare Krankheit des Königs Otto, rechtsgiltig gar nicht vorgenommen werden kann. Was kümmert das Rom und seine Leute? Nicht die blaue Bohne! Die römischen Herrschaften bohren und hetzen und drangsalieren in einem fort: Weg mit dem Kronrecht, das uns lästig ist, weg mit

dem Placet, das uns in unserem klerikalen Machtwahn stört! Es geht nicht auf ordentlichem Wege! Gut, so beschreiten wir den außerordentlichen Weg! Wir wollen doch sehen, wer in diesem zweitgrößten Königreich des deutschen Reichs der Stärkere ist, der Träger und Hüter der Krone mit seiner Verfassung, oder wir römischen Vatikanisten und Zentrumsmänner!

Und während sie mit unerhörter Zudringlichkeit die Krone und den frommen Prinzregenten verfolgen, drehen sie in ihren Zeitungen, Kammer- und Kanzelreden den Spieß um und schreien durchs ganze Land über Bedrückung der Gewissen und Kirchenverfolgung!

Kein Mensch will auf diesen Humbug achten, schon aus dem zwingenden Grunde nicht, weil augenblicklich und für lange Zeit ganz andere Fragen auf der Tagesordnung der Länder und Völker stehen, als diese abgeschmackten Pfaffengezänke und Mittelalterlichkeiten. Auch in Bayern hat ja die Sozialdemokratie mit ungeheurer Stimmenzahl die bisher verschleierte und mit Polizeidekreten verkleisterte Unzufriedenheit der Massen enthüllt, auch in Bayern haben die Wähler mit ihren zwei sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für die gute Landeshauptstadt München nicht bloß der Bourgeoisie mit ihrer Kapitalstyrannei, sondern auch *der Kirche mit ihrer sozial sterilen Seelsorge die gebührende Quittung auszustellen* für zeitgemäß gefunden, auch in dem von Natur so stillbehäbigen Baiernvolke hat sich die Überzeugung im gottgläubigen Gemüte festgenistet: Gott kann nicht eine Scheidung der Menschen wollen, wornach der eine Teil das Diesseits in Hülle und Fülle genießen und der andere Teil sich des Jenseits getrösten soll, Gottes Wille und Ordnung kann es nicht sein, daß das Jenseits uns versprochen werde, nur um die offenbaren Ungerechtigkeiten und Bedrückungen im Diesseits damit zuzudecken, Gottes Weisheit widerstreitet es

daß eine kleine Zahl Menschen alles besitzen und wenig oder nichts arbeiten soll, während eine Unzahl anderer, die arbeiten und erwerben möchten, weder genügende Arbeit noch genügenden Erwerb findet. . .

Die jesuitische Pfiffigkeit ist nicht faul, auch diesen sozialdemokratischen Stimmungsausbruch, wie er sich im Reichstagswahlergebnis verkörperte, für die klerikale Profithuberei umzufälschen und zu orakeln: Bayern hat rot gewählt, weil die Kirche in Bayern gefesselt ist und somit ihre soziale Mission nicht mit ganzer Kraft erfüllen kann.

Und der Feldzug der Klerikalen nimmt in der bayerischen Kammer neue Anläufe. Um den Prinzregenten, den großen Freund und Förderer der Kunst, mürbe zu machen, richtet sich der Sturm gegen Bayerns „vornehmstes Reservatrecht“, gegen die Kunst auf allen Gebieten.

Wenn kein ernster Mensch auf den Humbug der Placetgeschichte achtet, mit allem Drum und Dran, so ändert sich die Lage in dem Augenblicke, wo die vatikanischen Schlüsselsoldaten kraft ihrer Mehrheit (wenn auch nur von zwei Stimmen!) in der bayerischen Kammer alle Neuforderungen für Kunst und Wissenschaft streichen, denn mit dieser Taktik fängt die unmittelbare Schädigung des arbeitenden Landes, die Beeinträchtigung seiner besten Traditionen, die Beschimpfung seiner großen Kunstfürsten und Mäcene an.

So sehen wir also den Vatikan und seine Leute, die sich hier, wie zum Hohne, „bayerische Patrioten“ nennen, an der Arbeit, d. h. an der Zerstörung der idealen und materiellen Güter eines energisch emporstrebenden Landes, im bewußten und hartnäckig gewollten Gegensatze zur Staatsregierung, zur Reichsratskammer, zur nahezu der Hälfte der Abgeordnetenkammer, zur Vertretung der großen Städte, zu allen Gebildeten

ohne Unterschied von Rang und Stand. Und warum? Weil es einigen verbissenen Dunkelmännern in den Kram paßt, sich zu Schildknechten des Vatikans zu machen und das Gewerbe der Römlinge zu treiben, während der Vatikan selbst sich als gottgeweihter Sozialreformer aufspielt — mit Worten voll Pracht und Prunk! — und der Papst als herrlicher Friedensfürst bei den europäischen Monarchen sich zum Küssen herumreichen läßt. . .

Selbstverständlich werden die Diplomaten des Papsttums nicht verfehlen, abzuwinken und die stierköpfige Opposition zu desavouieren, sobald sie merken, daß das Geschäft auf diesem Wege und in diesem Augenblicke nicht zu machen ist. Allein das Geschäft und die kleinen und großen Vorteile des Geschäfts bleiben als unverrückbares Ziel bestehen. Nur radikale Verblendung und unheilbare Begriffsstützigkeit können im Ernste glauben, daß der wälsche Papst und seine Leute um Gottes Willen sich als treue Helfer bei dem großen Werke der Sozialreform erweisen werden.

Das Beste und Größte kann nur ein starker Staat thun im ehrlichen Einvernehmen mit einem aufgeklärten, freien, von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung und humanen Mission durchdrungenen Volke. Ein Staat, der vom Gnadenbrot der Kirche zehrt, ist verloren. Die soziale Revolution wird ihn zerschmettern. Darum fordern wir freien Deutschen den starken Staat!

* * *

Der starke Staat! Das bedeutet in Deutschland, kraft unserer geschichtlichen Entwickelung, zunächst die starke Krone. Seit der große Friedrich das Wort gesprochen, welches den deutschen Herrscherberuf von allen eigensüchtig kleinen und

tyrannischen Nebengedanken reinbrennt: „Der König ist der erste Diener des Staates“ — bleibt es gute deutsche Volkspolitik, sich in allen großen Dingen um den Träger der starken und mächtigen Krone zu scharen und im treuen Bunde mit ihm die Lösung der schweren Zeitfragen anzustreben.

Damit ist am besten der Befürchtung vorgebeugt, die in der Hand des Herrschers ruhende Macht könnte zum Nachteile des Volkes mißbraucht werden. Nur ein von seinem Volke geschiedener oder durch Parteien- und Kliken-Zerrüttung losgetrennter Fürst kann in seiner Einsicht in den wahren Stand der Dinge gefährlicher Blendung anheimfallen und in seinem Berufe Schiffbruch leiden; das verständige Zusammengehen mit seinem Volke ist für den Herrscher keine geringere Notwendigkeit zur gemeinsamen Wohlfahrt, als das energische Mitraten und Mitthaten des Volkes in allen Reform- und Abänderungsfragen, die aus den Bedürfnissen der Zeit erwachsen. Je dringender das Heraustreten aus hergebrachten Zuständen in neue Ordnungen sich erweist, desto ernsthafter muß darauf Bedacht genommen werden, daß von keiner Seite lähmende Schreckbilder zwischen Fürst und Volk geschoben werden. Wer zwischen Fürst und Volk Wind säet, der soll den Sturm ernten, der zunächst den Unruh- und Unheilstifter selbst hinwegfegt.

Die Kämpfe der deutschen Kaiser mit dem Papsttum im Mittelalter und in der Neuzeit sind uns eine gute Lektion gewesen. Sie haben zu einer geistigen, moralischen und sozialen Läuterung und Befruchtung des Staatsgedankens ohne gleichen geführt. Der Staat ist in dem Maße an Bedeutung gewachsen, als die Kirche — immer autokratischer beherrscht von den wälschen Vatikanisten — an Bedeutung verarmte.

Alle großen, gemeinsamen Lebens- und Fortschritts-

bethätigungen, alle entscheidenden sozialen Gedanken und Formen sind allmählich aus dem Bereiche der Kirchen- in den Bereich der Staatsmacht übergegangen: die Fürsorge für die Armen und Kranken, die Erziehung der Jugend, die Ausbildung der Beamten, die Pflege der Wissenschaften und Künste, Schutz und Schirm der guten Sitten, Freiheit des Gewissens und der ehelichen Lebens- und Familiengestaltung, dieses und vieles andere ist Schritt für Schritt der Hand der Kirche entwunden und zu den vornehmsten Aufgaben des Staates erhoben worden.

Bei dieser Herübernahme aus der geistlichen in die weltliche Hand ist sogar manches mitgeschlüpft, was man recht gut bei dem kirchlichen Inventar hätte lassen können, z. B. die Zensur, bekanntlich eine Erfindung der päpstlichen Gewalt, um die reformatorischen Bewegungen inner- und außerhalb der Kirche zu knebeln und mundtot zu machen, ein thörichtes Beginnen, das von zurückgebliebenen Staatsorganen heute noch als etwas Extragescheites, wenngleich absolut Fruchtloses gegen freies Denken, Wissen und Lehren befürwortet und probiert wird. Auch jener Mutterboden der sozialen Not, die alle sittlichen Voraussetzungen des Einzellebens wie der Gesellschaft zerstört, das Göttliche im Menschen ertötet und das Raubtier entfesselt, jener Urgrund der sozialen Verderbnis, d. h. die Anhäufung großer Vermögen im Einzelbesitz, deren Besitzer ihr Einkommen weder verbrauchen, noch in wirklichem Kapital, d. i. in neuen Produktionsmitteln, anlegen, sondern in falschem Kapital, d. i. in kapitalisierten Tributrechten, welche auf Monopolen beruhen, von denen das des Bodenbesitzers das erste und grundlegende ist, — jener Mutterboden und Urgrund ist von dem unheilvollen römischen Wirtschaftswesen des Altertums durch die mittelalterliche Papstkirche im grellen Gegensatz zu allen Hauptlehren Christi übernommen, vertieft und verbreitert

und dem späteren Staat als einzig richtige, heilige und unantastbare Eigentumslehre aufgepredigt worden. Zum Dank dafür hat sich der Staat in dringenden Fällen allerdings nicht lange besonnen, sondern, ein gelehriger Schüler der Kirche, den nämlichen weiten und verdauungsfähigen Magen entwickelt, der imstande gewesen, unter der Rechtsform der Säkularisierung die Güter der kirchlichen Herren und Anstalten frischweg zu verschlucken.

Der Ersatz der Kirche durch den Staat ist heute so weit gediehen, daß der ersteren von allen mittelalterlichen Herrlichkeiten eigentlich nichts mehr verblieben ist, als das Gebiet des Glaubens, der Kultushandlungen und Seelsorge, ein Gebiet, das naturnotwendig in dem Maße zusammenschrumpft und an äußerer Gewalt verliert, als die übersinnlichen Bedürfnisse der Menschen sich abschwächen, die metaphysischen Ideale verblassen, die Religion und alles, was mit ihr zusammenhängt, als reine Privatangelegenheit aufgefaßt wird. Wäre die Kirche imstande, sich mit dem *wahren ursprünglichen Christentum* zu identifizieren und ein neues Leben rein auf der Grundlage der aus dem *Evangelium* feststellbaren Lehre des göttlichen Religionsstifters zu beginnen, so verbliebe ihr allerdings ein unübersehbares Feld segensreicher Arbeit. Allein unter dem *Fluche ihrer Verweltlichung* und ihrer romanischen Geschichtlichkeit vermag sie das offenbar nicht mehr; der Wahn der päpstlichen Weltherrschaft sitzt ihr zu tief im Blute. So muß sich ihr Schicksal erfüllen, aus innerer geschichtlicher Notwendigkeit heraus; gleichgiltig, wie auch immer die Würfel beim Spiele um momentane politische Macht, die Lose in den diplomatischen Zwischenaktsspielen der Welttragödie fallen mögen. Das *Papsttum* hat einmal den Fleck neben das Loch gesetzt und den *Stein* des Dogmas gegeben,

wo das Volk das Brot einer wirtschaftlichen Reformthat forderte, der großen Erlösungsthat in alle Ewigkeit — und gegen diesen Schnitzer hilft keine theologische Unfehlbarkeit, und wäre sie noch so waschecht.

Wie längst in politischen, so ist endlich auch in geistlich-moralischen Dingen die Zeit für den romanisierenden Universalstaat vorbei. Der moderne Staat wird auf seiner nächsten Fortbildungsstufe, um mit Professor Dr. Pfleiderers Worten zu reden, „sich als ein Glied des ganzen menschlichen Organismus fühlen, als Träger und Pfleger aller Kulturinteressen; die Liebe, welche die Kirche zwar immer gepredigt, aber nicht immer (höchst selten sogar!) geübt hat, hat der heutige Staat bereits in sein Programm aufgenommen und sucht sie auf sozialem Gebiete zu verwirklichen; auch den Zwiespalt zwischen Humanität und Nationalität hat er zu lösen begonnen, indem er das Humanitätsideal in seine nationale Thätigkeit aufnimmt und sein nationales Interesse mit dem humanen identifiziert."

Damit soll nicht gesagt sein, daß den Geistlichen als solchen, namentlich jenen der Reformations-Konfessionen, nicht die Möglichkeit verblieben wäre, auch heute noch an dem sozialpolitischen Reformwerke ersprießlich mitzuarbeiten. Zumal jene Seelsorger, die ihren Beruf nicht mit dem bißchen Predigt, Katechismuslehre und gottesdienstlichem Formelwesen erschöpft zu haben glauben, vermögen, wenn sie sonst das Zeug dazu haben, ihr gutes Interesse allen sozialen Bestrebungen zuzuwenden, welche die Hebung der sittlichen und wirtschaftlichen Wohlfahrt der arbeitenden Bevölkerung, insbesondere der Verlassenen, Bedrückten und in unverschuldete Not Versunkenen, zum Gegenstande haben. Als solche Bestrebungen für den nicht in Wortkram, formalistischem Müssiggang und ödem Amtsdusel

verkümmerten, sondern frischen Geistes und freudiger Thatkraft gebliebenen Kirchendiener sind in erster Linie zu betrachten: die Unternehmungen von Anstalten, Vereinen und Privaten auf dem Gebiete der Armen- und Krankenpflege, die Errichtung von Diakonen- und Diakonissen-Anstalten, Krippen, Kleinkinderschulen und Bewahranstalten, Fürsorge für Wöchnerinnen, Siechenhäuser ꝛc., Thätigkeit auf dem Gebiete der Erziehung, des Unterrichts und der Fortbildung (Haushaltungsschulen, Verbreitung guter Bücher u. s. w.), Veranstaltungen zur Hebung des materiellen Wohlstandes (Volksküchen, Sorge für die Beschaffung guter Wohnungen u. s. w.), Bestrebungen zur Fernhaltung sittlicher Gefahren (Jünglingsvereine, Herbergen zur Heimat), Fürsorge für Gefallene und Verwahrloste, Anstalten, welche der Altersversorgung dienen (Sabbathhäuser, Feierabendhäuser) u. s. w. u. s. w.

Eine solche zielbewußte, reinmenschliche Thätigkeit der geistlichen und kirchengemeindlichen Organe wird jeder brave Mann, wes Glaubens oder Nichtglaubens er auch sei, freudig begrüßen. Hier öffnet sich noch ein um so größeres Arbeitsfeld, als der Staat in seiner büreaukratischen Richtung sich oft noch selbst im Wege steht und durch die einseitige juristische Bildung und Buchstabenklauberei seiner Beamten zeitweilig in traurige Schwächezustände verfällt oder gar nicht weiß, wo seine wahre Stärke liegt.

Es kann nichts Überraschendes haben, wenn der freigesinnte, aber allem vaterlandslosen Individualismus, aller kosmopolitischen Flunkerei und Zuchtlosigkeit abholde Mann an den heutigen Staat die Forderung stellt, ein volles, thatenfrohes Bewußtsein seiner ganzen Aufgabe wie seiner ganzen Stärke zu haben.

Dieses Bewußtsein, wie immer wiederholt werden muß,

in erster Linie dem wälschen Papsttum gegenüber! Franzosen und Engländer z. B. bethätigen auch in diesem Punkte ein viel energischeres, stolzeres Nationalgefühl als die Deutschen. Die Römlinge sollten dort einmal kommen und sich in französischen und englischen Landen betragen wie etwa in einer eroberten römischen Provinz! Aber sie hüten sich! Sie kommen nicht und betragen sich nicht, wie sie sich jüngst z. B. in Bayern und Österreich betragen haben, als wären sie die Herren und Gebieter im Haus! Man hat sich dort Cavours, des großen italienischen Staatsmanns, strenges Wort vor Augen gehalten: „Die ultramontane Partei ist eine schlimmere Geißel für die Menschheit als der Kommunismus. Sie verhindert oder verzögert wenigstens die Vorwärtsentwickelung des menschlichen Geistes und ist an den meisten Fehlern unserer Regierung schuld."

In Deutschland hat namentlich die Regierung des Königreichs Bayern mit ihrer sanften Friedens- und Versöhnungspolitik den Ultramontanen gegenüber schlimme Erfahrungen gemacht. Sie, die sonst nicht verlegen ist, wenn es kleine Polizei- und Höllenzwänge auszuüben giebt, hat in ihrer Herzensweichheit den Römlingen zuliebe z. B. die harmlosen Altkatholiken abgeschlachtet — und was hat sie mit diesem Opfer erreicht? Ersichtlich gar nichts, denn es wird von den Sendlingen des Ultramontanismus, die zugleich das Geschäft des Sackpatriotismus und Sackkatholizismus so wunderschlau zu besorgen verstehen, ungeniert im Lande weitergehetzt, denn die Leute, mit welchen die Regierung zu paktieren versuchte, wollen in der That und Wahrheit keinen Frieden, weil ihr Weizen im Unfrieden besser blüht, sie dürfen auch keinen Frieden wollen, so lange sie vom Vatikan angehalten werden, Bayern zum Vorort und Waffenlager für die neuen kriegerischen Bewegungen des Jesuitismus im deutschen Reiche zu machen.

Diese für die Schätzung Bayerns nichts weniger als schmeichelhafte Absicht der herrschenden Kriegspartei im Vatikan wird aber ganz gewiß nicht durch nachgiebiges Zurückweichen durchkreuzt. Die bayerische Regierung muß sich zu ganz anderem nervenkräftigen und beharrlichen Ernst aufraffen, will sie endlich die Hände frei und die notwendige Ruhe bekommen, um, wie es der Stellung Bayerns als zweitgrößtem Bundesstaate im Reiche entspricht, wirksam und mit eigener Initiative an der Lösung der großen kulturellen und sozialen Aufgaben sich zu beteiligen und namentlich in der vom Kaiser begonnenen Reformbewegung ein mächtig treibendes und förderndes Element zu werden.

Die neue Lage, welche seit den letzten Reichstagswahlen und dem Abgange Bismarcks des Kaisers Reformpolitik im Reiche geschaffen, legt den Einzelstaaten neue und folgenschwere Verpflichtungen auf. Mit Beobachten und Zuwarten oder stillem Zurückziehen auf die formelle Wahrung der verfassungsmäßigen Reservatrechte ist da wenig ausgerichtet, noch weniger, wenn man mit der Schlichtung der häuslichen Wirren, welche der Ultramontanismus immer wieder aufs neue angezettelt, sein Bestes an positiver Staatsarbeit schon gethan zu haben glaubt. „Voll Dampf allzeit voran!“ hat der Kaiser nicht bloß für sich gesprochen, es muß auch die Parole seiner Bundesfürsten sein. Es hieße vielleicht zu viel verlangen, sollte damit gefordert werden, daß sich die Fürsten überall an die Spitze der freiheitlichen und reformbegeisterten Bewegung in ihren Ländern stellen sollten; es genügt für den Augenblick, wenn wenigstens allerorts der gute und konsequente Wille sichtbar wird, dem Kaiser und Reich mit den besten, zuverlässigsten Informationen über die Stimmungen und Bedürfnisse in den Einzelländern zu dienen und in diesen selbst jenes Maß von

positiver Reformarbeit zu vollbringen, welches den Forderungen einer gesunden, weitsichtigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Politik entspricht.

Es ist noch nicht so lange her, um schon vergessen zu sein, daß ein bayerischer Staatsmann Bayern das „Land der verpaßten Gelegenheiten“ nannte.

Nichts ist unerschöpflich in dieser beschränkten Welt der politischen Kunststücke — nichts ist unerschöpflich, nicht einmal die Gelegenheiten, die man verpassen darf, ohne der Buße zu entgehen. Auch die Serie der Gelegenheiten hat ihre letzte Nummer.

Preußen ist mit dem gewaltigsten Staatsmann der Neuzeit fertig geworden und hat ihn beseitigt, als er sich in den Rahmen der neuen sozialen Zwecke und Machtproben des Reiches nicht fügen wollte — und Bayern sollte nicht mit einer Handvoll Römlingen fertig werden, die allesamt nicht so viel wirkliche Macht und Bedeutung haben, als ein Bismarck in seinem kleinen Finger? —

Noch einmal: außer dem starken Staate weder Heil nach Frieden und keine Möglichkeit, den Forderungen des Zeitgeistes, d. h. der heutigen Kulturentwicklungsstufe entsprechend, alle lebendigen, charaktervollen, vaterlandsbegeisterten Kräfte des Volkes ohne Abzug in den Dienst seiner Wohlfahrt zu stellen.

* * *

Ist die Zeit der souveränen Ignoranz in kirchenpolitischen Geschichtsfragen noch nicht vorüber? Will man ewig das Nämliche von vorn anfangen, was sich immer und überall als fehlgeschlagenes, weil unmögliches Experiment erwiesen? Weiß man heute noch nicht, was schon der große, geniale deutsche Goethe wußte und so formulierte: Alle Kirchengeschichte ist ein Produkt des Irrtums und der Gewalt? Und läßt man sich

nicht durch den Spruch witzigen, den ein Zeitgenosse unseres größten Nationaldichters in dessen Gegenwart gethan: „In jetziger Zeit muß man feststehen auf seiner Basis und auf erprobten Maximen, nicht transigieren, nicht kombinieren, sonst zieht man sich bald jede Erniedrigung und Ohrfeigen zu, das Volk versinkt in moralisches Siechtum, und man geht nur um so sicherer und schimpflicher unter.“ Wenn es etwas in der Welt giebt, wobei die Saat des Jesuitismus am üppigsten gedeiht und das moralische, geistige und materielle Blühen des Volkes am schwersten leidet, so ist es die feige Mischmasch-Politik, der Mangel an Größe, Kraft, Kühnheit, Geradheit und entschiedener Deutschheit bei den Regierenden.

* * *

Über den Einfluß der Ultramontanen auf die Staatsgewalt, der sich im Augenblick in österreichischen und bayrischen Regierungskreisen wieder an dem Friedensbedürfnis der Herrschenden aufzuranken und immer kräftiger in die Höhe zu kommen mit allen erdenklichen Mitteln versucht, hat sich Ludwig Pfau vor zwanzig Jahren, als eine ähnliche Stimmung sich in den leitenden Kreisen zu erkennen gab, mit Worten geäußert, die heute mehr als je volle Berechtigung haben:

„Man lasse das Papsttum schelten, verwerfen und verdammen, so lange es will, aber man lasse ihm keine weltlichen Waffen, um die Freiheit anzufallen und das Gesetz umzustoßen. Wie, man läßt euch Papisten die Bahn frei, eure Dogmen und Lehren zu verteidigen nach Belieben, es hängt nur von euch ab, den modernen Staat zu verschlingen, wenn es euch nämlich gelingt, die Mehrheit der Bürger von der Vortrefflichkeit eurer sozialen Grundsätze und Einrichtungen zu überzeugen, und ihr mißtraut

euren geistlichen Mitteln? Ihr, die ihr so viele Kanzeln besitzt, als es Kirchen giebt, dazu das Wort, die Offenbarung, die Unfehlbarkeit, die Wunder, die Sakramente, den alten und den neuen Bund, die Weihe und die Reliquien, ihr, die ihr den Schutz Petri, des Felsen, habt, den Schirm der Apostel, die Unterstützung der Evangelisten, die Fürbitte der Heiligen, die Hilfe der Engel und Erzengel, die Fürsprache der Gottesmutter, den Segen des Vaters, das Opferblut des Sohnes, die Mitwirkung des heiligen Geistes und über das alles die Gnade der allerheiligsten Dreifaltigkeit genießt — wie gering müßt ihr doch von diesen himmlischen Mächten denken, ihr kleingläubigen Glaubensritter, daß ihr uns fürchtet und befehdet, uns, die wir als einzigen Schild und als einziges Schwert nichts haben, als unsere nackte Vernunft? Wir verlangen ja nichts für uns als die Freiheit, die man euch zugesteht. Geht euren Weg, entfaltet eure Fahne, entwickelt eure Streitmacht und laßt uns dasselbe thun, bekämpft uns, wenn ihr solches nicht lassen könnt, nur beauftragt nicht den staatlichen Häscher mit eurer Verteidigung und den Henker mit eurer Beweisführung, beantwortet nicht unsere Thesen mit Scheiterhaufen, unsere Prinzipien mit Fußeisen, unsere Argumente mit Handschellen. Wir haben immer noch eine bessere Meinung von eurer Religion, als ihr selbst, und finden, daß das, was ihr thut, weder christlich noch menschlich ist. Die Leute verbrennen, heißt nicht sie bekehren, und Bücher verbieten, heißt nicht sie widerlegen! Aber wenn man diese Sprache zu euch redet, die hundertmal sittlicher ist, als die euere, *trotz eurer frommen Phrasen*, die von ranzigem Salböl triefen, so könnt ihr nicht genug Worte der Entrüstung finden über Verderb und Verdammnis der Welt, *nach der euch doch so sehr gelüstet*. Die Herrschaft der *Kirche* im

Staat verlangt ihr, und zwar im Namen der Menschheit, die das nicht will, und im Namen der Gottheit, welche das nicht braucht, — ihr fangt nachgerade an, lächerlich zu werden!“

Diese Lächerlichkeit des klerikalen Gebahrens zu empfinden, ist seit dem Scheitern des von einseitig gebildeten und religiös gleichgiltigen Parlamentariern und preußischen Ministern seinerzeit mit unzweckmäßigen Mitteln angezettelten „Kulturkampfes“ nur noch wenigen freien Geistern gegeben. Nach dem Rückzug des preußischen Staates und dem verschämten Kanossa-Gang Bismarcks, worüber der Papst ganz vergnügt mit dem Christusorden in Brillanten quittierte, ist es bei den Inhabern des gut gedrillten „beschränkten Unterthanenverstandes“ wieder Sitte geworden, dem in den oberen Regionen umgeschlagenen Winde sich mit dem der geschmeidigen Charakterlosigkeit so bequem sitzenden Mäntelchen anzupassen und vorläufig die religiösen Dinge laufen zu lassen, wie sie laufen. „Man macht die Geschichte mit,“ tröstet sich der zynische Vorteilsergatterer und gebildete Lügenbeutel und thut sich was darauf zu gut, daß ihm innerlich der „Schwindel“ „egal“ und „Pfaff“ Pfaffe ist.

Nur der freie, auf sich selbst gestellte Geist, der trotz seines Ketzerblutes ein echt religiöses Gemüt besitzt, vermag die Lächerlichkeit des von Ludwig Pfau so scharf gegeißelten klerikalen Gebahrens zu empfinden und dessen Gefahren zu begreifen. Dieser nämliche freie Geist weiß auch, daß die gefährliche Kirche sich nur durch ein Wunder in eine volle Heilsanstalt umwandeln ließe. Durch das Wunder eines religiösen Genies!

Ja, denken oder träumen wir uns einmal, daß nicht bloß ein Würdenträger, ein kirchlicher Beamter oder Büreaukrat oder sogenannter Statthalter Christi, sondern ein wirklicher zweiter Christus, ein leibhafter Gottmensch, in Summa ein religiöses

Genie als Papst an die Spitze der Christenheit träte; ein Papst, der als erste Handlung seines geistlichen Berufes die gold- und edelsteinfunkelnde Krone ablegte, den sündhaften Luxusbau des Vatikans mit den zehntausend Gemächern und den hundert heidnischen Museen und Galerien barfuß und im härenen Hemd verließe und arm und waffenlos wie der Heiland mitten unter dem armen Volke wandelte und wohnte; ein Papst, der die sogenannten „Kirchenfürsten“, die Erzbischöfe und Bischöfe zwänge, zu thun wie er, ihren weltlichen Palästen den Rücken zu kehren, ihre goldstrotzenden Gewänder abzulegen, ihre Brillantringe, kostbaren Hirtenstäbe, Ketten und Diamantkreuze und all den grauenhaften Luxus dieser überfeinerten Welt von sich zu werfen und demütigen Hauptes als wahre Knechte Gottes ihres Amtes zu walten; ein Papst, der mit göttlich heldenhaftem Mute den Widerspruch, in welchem die Syllabuslehre und die offizielle Kirchenwirtschaft mit ihren Dogmen und Kultusgebräuchen zu dem schlichten Christusevangelium steht, eingestände und beseitigte, kurz alle jene Wandlungen herbeiführte, welche die Kirche zu einer maß- und mustergebenden Einrichtung, zu einer Bahnbrecherin in allen mystischen und volkswirtschaftlichen, moralischen und gesellschaftlichen Angelegenheiten umschüfe, — ja, denken oder träumen wir uns, daß ein solches religiöses Genie das Werk Gottes auf Erden ausrichtete: es gäbe einen Umsturz, wie die Welt noch keinen zweiten erlebte, es gäbe ein Wunder aller Wunder.

Sintemalen aber dergleichen nicht vorkommt, sintemalen der Papst, wenn es hochkommt, nur wie Papst Leo XIII. ein kluger, liebenswürdiger Tiaraträger und gelehrter, anständiger Beamter seines Ressorts und nichts weniger als ein religiöses Genie mit weltumspannender, die Geister bändigender Macht sein wird, so seid unbesorgt, ihr Gläubig-Ungläubigen,

jener Umsturz wird nicht eintreten. Nur vergeßt das Eine nicht: je weiter die Kirche von dem Sozialismus des Evangeliums Christi sich entfernt und die Wege der Verweltlichung mit den Reichen und Genußgierigen, um Macht und Besitz mit ihnen feilschend oder kämpfend, weiter wandelt, um so gewisser wird dereinst eine neue Religion erstehen, eine Religion, die den freien und vornehmen Geistern, den heldensinnigen Menschen das sein wird, was heute die Sozialdemokratie den unfreien, armen und gedrückten Menschen ist — das Hoffnungsbild und die Verheißung der endlichen Erlösung.

Und man übersehe in den Kreisen der Römlinge und Vatikangläubigen auch das nicht: Die Sozialdemokratie *ist heute schon* eine Religion, die sich, wenn die Sozialreform nicht Wandel schafft, zu einer furchtbaren Rivalin der päpstlichen Kirche, zu einer Feindin auf Tod und Leben auswachsen kann.

17.

Was doch ein langes Leben oft austrägt für die Geschichte des Einzelnen wie der Völker!

Wie klug und einsichtsvoll handelte Moses, als er durch seinen Jehova dem Menschenvolke die Befolgung der göttlichen Gebote mit der Verheißungsklausel reizvoll machen ließ: „Auf daß du lange lebest auf Erden!“ Eine geniale Einsicht, die nur noch von der andern überboten wurde, daß der alternde Moses, als er seine zielsuchenden Volksgenossen aus der Wüste bis an die Schwelle des „gelobten Landes“ geführt hatte, es für gut fand, auf einen hohen Berg zu steigen und daselbst zu verduften, „damit Niemand sein Grab erfahre“ und das Volk ohne sentimentale Beweinungs- und Huldigungsfaxen frisch und fröhlich seinem jüngeren Führer folge. . .

Ja, es ist gut, lange zu leben auf Erden, wenigstens so lange, bis man sein Stück Lebensarbeit an die Schwelle der Vollendung getrieben.

Wäre Bismarck schon als Fünfziger gestorben, kein Mensch hätte gewußt, vielleicht er selbst nicht, welche schicksalsträchtige Kraft mit dem damals so blödsinnig gehaßten und verspotteten Manne in die Grube gefahren. Diplomatische Knirpse und Schufte hätten triumphiert über den mächtigen Geist, der mit ihm dahingegangen.

Bevor ihn zum Staatenzertrümmerer und Staatengründer

geschmiedet die harte, späte Zeit, sagt mir, hätte nicht der Wust parlamentarischen Geschwätzes und der Unrat diplomatischer Betriebsamkeit deutschfeindlicher Mächte sein kühnes, junges Wollen erstickt, sein Leben geknickt, sein Andenken besudelt, wenn er in der frühen, unerprobten Vollkraft des Mannes vom irdischen Schauplatz plötzlich verschwunden? Was wäre von ihm geblieben, wenn er in der bei allen politischen Kleinmeistern und Pedanten sogar heute noch schauerlich berüchtigten Konfliktszeit, oder während des dänischen Krieges, oder unmittelbar nach Sechsundsechzig das Zeitliche gesegnet hätte?

Gewiß, aus Bismarcks Jugendgeschichte liegen uns heute eine Menge Bezeugungen vor, Beweise einer überschäumenden genialen Kraft, einer schrankenbrechenden Kühnheit und rücksichtslos bohrenden Gedankensicherheit, die den Helden-Staatsmann von „Blut und Eisen" aufs unzweideutigste ankündigen in seinen amtlichen und privaten Berichten vom seligen Bundestag aus Frankfurt, von den Kaiserhöfen in Petersburg und Paris herrscht schon jener prachtvolle Genietrotz, der die humorvollsten Exzesse einen souveränen Kritik und Satire an Menschen und Dingen verübt und allen überlieferten zopfigen Formen und Anschauungen resolut aus dem Wege geht oder ihnen seine neuen höchstpersönlichen Auffassungen keck entgegensetzt — ein hohes Zukunftsbild im Herzen von vaterländischer Macht und Herrlichkeit, ein wahres staatsmännisches Künstlerideal!

Allein der volle, ganze, welthistorische Bismarck, diese seltene Erscheinung eines deutschen Staatsmannes von durchaus origineller, auf stärkster deutscher Wurzel ruhender Artung, ist doch erst ein Ergebnis der letzten zwanzig Jahre.

Und wie Bismarck, so ist es Kaiser Wilhelm I., so ist es Moltke ergangen. Sie hatten das erste Halbjahrhundert ihres Lebens überschritten, ohne etwas besonders Auszeichnendes,

über das Durchschnittsmaß Hinausgehendes leisten zu können. Erst ihre Thaten und Erfolge im Jahre Siebzig haben ihren Namen mit dem des eisernen Kanzlers in blutiger Flammenschrift eingeschrieben in die Chronik der Völker. . .

Was also ein langes Leben austrägt — und wie weise es ist, für einen Deutschen insonderheit, durch vernünftige Wirtschaft sich Kraft und Frische und Schneidigkeit zu erhalten bis ins hohe Alter! Man weiß niemals, wie verzweifelt lange auf deutschem Heimatsboden für den bestbegabten und bestgesinnten Mann es dauern kann, bis das vaterländische Schicksal an ihn herantritt und ihm die Karten in die Hand drückt: „So, wenn du die grausame Geduldsprobe und alle Folterqualen des Wartens mit heilem Kopfe bestanden, das Feuer deiner Jugend bewahrt und die Ideale des Mannes heilig gehalten hast, jetzt endlich ist deine Stunde gekommen, jetzt spiele deine Trümpfe aus!“

Ach, gar manche sind bis zum Anbruch dieser Glückesstunde Hungers gestorben oder verrückt oder vollkommene Troddeln geworden. . . Nicht jeder hat „einen Raketensatz im After“, wie Bismarck drastisch sagte von einem Kollegen, der aus mangelndem Ehrgeiz und Hochtrieb des Strebens in der Krähwinkelei seiner Umgebung elend versimpelte.

Ja, ein Deutscher muß oft fabelhaft lange ausharren, bis die Stunde seiner großen, fruchtbaren und für seine ganze Daseinsschätzung entscheidenden Lebensthat schlägt. Und nicht nur im steten Kampfe ausharren, unter Widerständen und Gewaltsamkeiten aller Art — was oft noch ein Glücksfall ist! — unter großen wütenden Stürmen, die uns wach erhalten und immer gerüstet finden, sondern auch unter den kleinlichsten, lumpigsten Unbilden, die durch ihre gemeine Eintönigkeit auch den Stärksten entwaffnen können, wenn er nicht Tag und Nacht

auf seiner Hut und seiner hehren Aufgaben und Ziele treu bewußt bleibt! Und auf einer unsichtbaren geistigen Höhe leben mit äußerer sozialer Anspruchslosigkeit in einer Welt, die nur nach Schein und Abzeichen und Rang schätzt, in steter revolutionärer Spannung leben bei der ehrlichsten konservativen Grundstimmung, schroff und kompliziert und selbst den Freunden ein antipathisches Rätsel bei aller Einfalt und Geradlinigkeit der besten Absichten, eine richtige Heldennatur seines rasseechten Volkstums, aber in fortwährendem Widerspruche mit den eingefleischtesten Lieblingsthorheiten und gefährlichsten Erbfehlern eben dieses Volkstums — Donnerwetter, ist das ein scheußlich lächerliches Hundeleben!

Und Bismarck hat eine Zeitlang dieses Hundeleben gelebt. Wenn nichts sonst, so bewiese das schon die Größe dieses phänomenalen Junkers, der mit eiserner Hand in die Schicksale der Völker gegriffen und in seiner schönsten Stunde, die ihm spät, sehr spät gekommen, Deutschland, das schwache, zerrissene, verachtete, philosophisch verfilzte und romantisch verlauste, gesäubert und einig und stark und groß gemacht hat zu einem Horte des Weltfriedens und der vernünftigen Arbeit.

Durch eine Blut- und Eisenkur!

Daß schließlich auch er mit wachsendem Alter in den Grenzen seiner Menschlichkeit stecken geblieben, daß auch er, der so vieles gegeben und vollbracht, nicht alles geben und vollbringen und Wunder über Wunder wirken konnte, ja daß manche seiner späteren Thaten den Segen seiner früheren wieder aufheben mußte, das gehört zu jener Tragik der Größe, die allem Irdischen innewohnt.

Die Verhältnisse hätten es nicht gestattet, selbst wenn ihm der Wille und Mut dazu geblieben wäre, sich, wie einst Moses gethan, nachdem das Schwerste vollbracht, zurückzuziehen und

die innere Einrichtung des neuen Reiches jüngeren Kräften zu überlassen.

Die ganze Reichsverfassung war auf seine, durch die beispiellosen Erfolge seiner äußeren Politik ins Übergewaltige gewachsenen Person und Art zugeschnitten. Wo war ein Wagemut, wo ein Kopf, wo ein Geschick, die Dinge zu lenken, vergleichbar dem seinen?

Allein in dem Maße, wie seine Autorität unbeugsamer von Tag zu Tag sich ausbreitete über Deutschland und Europa, erstanden ihm auch die Gegnerschaften von allen Seiten und eine Epoche deutscher politischer Kämpfe brach an, wilder und gefährlicher, als eine vorher. Der Parteigeist, der alte deutsche Erbfeind im eigenen Hause, züngelte empor, und es begann ein Ringen von Partei zu Partei und mit dem Kanzler, ein Zustand des Streitens und Haderns und Andiewanddrückens, aus welchem schließlich die Kanzlerherrschaft und — die nackteste Interessenwirtschaft der Geldsackpolitiker als Sieger hervorgingen. Die Bismarckprozesse waren an der Tagesordnung, und die freimütigen Publizisten waren stündlich in Gefahr, wegen irgend einer Kanzlerbeleidigung vor Gericht geschleppt, verurteilt und ins Loch gesteckt zu werden. Bismarck wurde zusehends unvermögender, seine Person von seinem Werke zu trennen. Er warb sich mit den Mitteln des Welfenfonds, mit den Zinsen aus 16 Millionen Thalern, die, ein unerhörtes Faktum in einem konstitutionellen Staate, unkontrolliert in seiner Hand ruhten, und über deren Verausgabung er keinem Menschen im Reiche Rechenschaft schuldig war — er warb sich eine journalistische Leibgarde, die mit unheimlicher Beflissenheit den letzten Rest von Tapferkeit und Moral in der deutschen Zeitungsschreiberei zu verwüsten sich anschickte. Es wird Jahrzehnte dauern und ungeheure Anstrengungen kosten, ehe dieses Krebs-

übel der „offiziösen Presse“ wieder beseitigt ist, ohne die Regierung selbst journalistisch waffenlos zu machen. Wie die Dinge heute liegen, ist leider Gottes die Regierung eines Landes selbst nur Partei, die sich mit den andern Parteien schlecht und recht herumschlagen muß, um das Heft in der Hand zu behalten, und es bleibt ihr kein anderes Mittel, ihren Zielen und Absichten ein allgemeineres Verständnis zu sichern, Angriffe und Unwahrheiten abzuwehren, das Volk aufzuklären und die Widersacher mit geistigen Waffen aufs Haupt zu schlagen, als das Mittel einer guten und klugen Presse.

Was wir jedoch unter Bismarcks letzter Herrschaft als „offiziöse Presse“ im deutschen Reiche zu schmecken bekommen haben, das wird der feurigste Bewunderer des großen Kanzlers weder als gut noch als klug bezeichnen können. Die „Norddeutsche Allgemeine,“ die „Hamburger Nachrichten,“ die „Kölnische Zeitung,“ und wie die Papiere alle heißen, die für ihre Liebesdienste aus dem berüchtigten Futternapfe des „Reptilienfonds“ gespeist wurden, wie haben sie zu Zeiten ihre offiziösen Preßkosaken mit Verleumdungen und Verdrehungen, offenbaren Lügen und willkürlich falschen Behauptungen, krassen Übertreibungen und infamen Unterstellungen wirtschaften lassen, wie haben sie geduldet und die Hand dazu geboten, daß alles verhöhnt, verlacht, verlästert und bespieen wurde, was augenblicklich nicht in den politischen Kram des mächtigen Opportunisten paßte! Da galt keine Überzeugung, keine Gesinnung, keine Begeisterung, kein Ideal — nur das Schnitzel, das auf dem Schmalz des Reptilienfonds aus der offiziösen Küche schwamm! Es ist gar nicht zu schildern, welchen Ton zu Zeiten die reichskanzlerischen Preßorgane gegen alle angeschlagen, welche andere politische Ansichten bekundeten, als der Kanzler, wie sie jeden politischen Ketzer in Acht und Bann erklärten, ihn der Vater-

landslosigkeit, der Reichsfeindlichkeit verdächtigten und fröhlichen Gemüts alle Schalen des Zornes über seinem Haupte ausleerten. . . . .

Welch ein Pessimist und Menschenverächter mußte der Opportunist Bismarck sein, um eine solche Sorte von Meinungsmacherei und Geistesbeeinflussung für unerläßlich und für das deutsche Volk ersprießlich zu erachten! Das Wort des alten Papstes Pius Numero Neun mag neunundneunzigmal wahr sein: „Die Politik ist die Wissenschaft des Möglichen“ — der ehrliche Mensch wird sich angesichts dieser journalistischen Sudelwirtschaft doch ewig fragen: Kann diese politische Wissenschaft wirklich nur durch die Kunst höchster Unreinlichkeit in Thaten umgesetzt werden, ist es selbst einem staatsmännischen Genie von dem Gewichte eines Bismarck nicht möglich, Mittel und Wege zur Lenkung der Presse zu ersinnen, die einem sauberen Geiste nicht zum Ekel und Ärgernis gereichen? Ist die stärkste Hexerei auf den plumpen Kniff beschränkt, den Teufel nur durch Beelzebub, „der Teufel Obersten,“ auszutreiben?

Und wie es der Fluch der bösen That ist, fortzeugend Böses zu gebären, so hat das Lügen, Schelten, Poltern, Verleumden im politischen Teil der Reptilienblätter auch auf den nichtpolitischen Teil derselben sich fortgepflanzt, und wir haben es z. B. in der „Kölnischen Zeitung“ seit Jahren am eigenen Leibe erleben müssen, daß diese offiziöse Reptilienpolitik auch den litterarischen und kunstrichterlichen Charakter verdirbt und keinen unabhängigen, seinen eigenen Idealen lebenden Schriftsteller und Dichter mehr ungeschmäht und unbesudelt seines Weges ziehen lassen kann. Wie über, so auch „unter dem Strich“ haben die Reptiliennaturen ihres Giftes sich entledigt und das Amt des Kritikers in ein Schandgewerbe verkehrt, unter dessen Niederträchtigkeiten wir vaterländischen Realisten

zu leiden haben bis auf den heutigen Tag. Nirgends ist über unser Leben und Streben mehr Lug und Trug verbreitet worden, als in den kritischen Spalten der ehrsamen „Kölnerin.“ Ein unsterbliches Verdienst um die vaterländische Litteratur, den menschlichen Geist und die gute Sitte würde sich der deutsche Staatsmann erwerben, welcher, auf der Machthöhe eines Bismarck, dereinst den Augiasstall der Presse zu säubern unternähme und der Politik wie der Dichtung, der Regierung wie dem Schriftstellerstand an Stelle der schlechten Wische wieder anständige Tagesblätter schaffen hülfe.

Der Nachfolger des Fürsten Bismarck, Reichskanzler General v. Caprivi, könnte zunächst als loyaler, energischer Soldat und preußischer Ministerpräsident damit den Anfang machen, daß er den Kanal verschüttet, aus welchem seither jenen unheilvollen Zeitungsschreibern, die nur Schaden gestiftet und Übel hervorgerufen, die Unterstützungsgelder zugeflossen, d. h. daß er die Aufhebung der Beschlagnahme des Welfenfonds mit aller Beharrlichkeit betreibt. Die verschämten Offiziösen schlagen bereits einen pikierten Ton gegen den General v. Caprivi an, seit dessen Abneigung gegen die besoldete Journalistik zu Tage getreten und in einem Teil der Presse lebhafte Besprechung gefunden; sie ergehen sich in höhnischen Randbemerkungen über den „übertriebenen Sport, der mit der Hetze der Offiziösen getrieben werde“ u. s. w. Also juckt den Biedermännern von Pseudojournalisten schon das harte Fell ein wenig! Mögen die Blätter, welche seither durch Zuwendung von milden Gaben aus den Regierungskabinetten bevorzugt wurden und dadurch in Abhängigkeit von anderen als den Forderungen ihres Gewissens sich begaben, immerhin spitze Reden über den Jagdsport auf die armen Offiziösen führen: anständige Journalisten, denen ihr Gewissen die Richtung ihres Thuns vorschreibt, ver-

werfen die Reptilienwirtschaft, zu welcher Partei sie auch gehören mögen.

Ohne eine durchgreifende Reform der deutschen Presse an Haupt und Gliedern ist jede durchgreifende soziale Reform großen Stils auf friedlichem Wege aussichtslos.

Das Wort, welches einst ein Staatsmann auf einen vornehmen Spion anwandte: „Man braucht ihn, bezahlt ihn und verachtet ihn“ — drückt auch die Schätzung aus, welche Bismarck der Presse angedeihen ließ. Er brauchte sie, bezahlte sie, verachtete sie. Er hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Journalen und Journalisten seine tiefe Verachtung auszudrücken. Die Journale waren ihm kurzweg „bedrucktes Papier“ oder „mit Druckerschwärze beschmutztes Papier,“ die Journalisten „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben.“

Dieser Standpunkt des ersten Staatsmannes eines großen Kulturreiches einer der wichtigsten und einflußreichsten Einrichtungen der Neuzeit gegenüber kennzeichnet genügend die märchenhafte Demoralisation des öffentlichen Geistes, bei der wir in Deutschland angelangt sind, und zugleich die furchtbare sittliche Gleichgiltigkeit, die einen solchen Standpunkt ganz erträglich und gemütlich fand. . .

In stumpfer Passivität hat das Volk in den letzten zehn Jahren der Kanzlerpresse sein Ohr geliehen und hat damit wiederum den traurigen Satz bewiesen, daß jedes Volk die Presse hat, die es verdient. Jedes Volk hat aber auch die Volksvertretung, die es verdient. Die Volksvertretung des Reiches wurde stets in der rücksichtslosesten Weise behandelt und in ihrem Ansehen vor In- und Ausland herabgewürdigt, so oft sie dem Kanzler nicht zu Gefallen stimmte — und das Volk muckste nicht. Ebensowenig wie es gegen die in den letzten Jahren maßlos anschwellende Kanzlerherrschaft auf dem Gebiete

des Steuerwesens sich rechtzeitig und nachdrücklich zu wehren verstand. Kein Wunder, daß der alternde Kanzler an der Seite seines milden greisen Herrn, des ihm blind vertrauenden Kaisers Wilhelm I., und seines in der Kaiserwürde ihm nachfolgenden totkranken Sohnes immer rücksichtsloser seinem leidenschaftlichen Machtbewußtsein die Zügel schießen lassen durfte, so bei der Veröffentlichung des Tagebuchs des Kaisers Friedrich, im Prozeß Geffcken, in der Angelegenheit Morier, in dem grotesk aufgebauschten Streit mit der Schweiz aus Anlaß des Falles Wohlgemuth, in den Angriffen der Offiziösen auf alle Personen, welche nach dem Regierungsantritt des jungen Kaisers als Nachfolger des Kanzlers und Stürzer der „Dynastie Bismarck" hätten in Frage kommen können.

In einzelnen Kreisen jedoch, wo die Heroenanbetung und die bis zur sentimentalsten Duselköpfigkeit ausgeartete Dankbarkeit und Autoritätsstupidität noch nicht alle Vernunft gefangen genommen hatte, fing jetzt ein merklicher Stimmungsumschlag gegen den großen Kanzler und seine innerpolitischen Verirrungen an und ließ am Horizonte des deutschen Geistes etwas wie eine bismarckische — Götzendämmerung heraufziehen.

Als der junge Kaiser Wilhelm II. seinen Meister der hohen Diplomatie übermeisterte und fest entschlossen war, den großen Moment herbeizuführen, wo der Kaiser einmal sein „eigener Kanzler" sein und des fünfundsiebzigjährigen Bismarck entraten konnte, da zuckte in den Herzen der Reichsbürger neben dem Gefühl jähen Schreckens nicht minder das Gefühl einer lange ersehnten Befreiung von schwerem Drucke auf. Und als Bismarck wirklich seinen Abschied erhalten hatte, ohne daß die Sterne vom Himmel fielen, das Reich aus den Fugen und die Welt aus den Angeln ging, da sang wohl der feudale Herrlichkeits-Andichter Ernst v. Wildenbruch die rührsamen Verse:

Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt —

allein auch ein alter Volksmann-Dichter von gutem Schrot und Korn fand einen richtigen Vers:

Ich seh ihn scheiden ohne Schmerz;
Ließ er auch Deutschland neu erstehn:
Er hatte für das Volk kein Herz
Und ließ die Freiheit betteln gehn.

Und der bayerische Kammersänger Heinrich Vogl war noch besser beraten, als er das weltgeschichtliche Ereignis von der lustigen Seite nahm und ein humorvolles Schnadahüpfel darauf machte:

Schau Bismarck, was is' denn,
Was ham's da denn tho,
Daß an Caprivi statt deina
Ham gnoma zum Mo?
Caprivi und Bismarck
Des gleicht net anand,
I hoff doch, wir san nit
In a unrechten Hand!

Daß Deutschland jetzt in „unrechte Hand" gekommen, glaubt kein Mensch im ganzen Reich. Nicht einmal Bismarck. Der Fürst wird vermutlich seine beneidenswert herrliche Muße in Friedrichsruh benützen, die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuzeichnen und damit eins der interessantesten Memoirenwerke der Welt zu schaffen. Damit errichtet er sich zugleich ein Denk-

mal in der vaterländischen Litteratur, zu welcher er während seines reichskanzlerischen Amtierens so wenig wie zur vaterländischen Presse eine seinem hohen Geiste entsprechende Stellungnahme zu finden vermochte.

Die geringe Achtung, welche Bismarck dem mitzeitigen deutschen Schrifttum, in erster Linie dem belletristischen, entgegenbrachte, ist vielfach getadelt worden. Hier muß ich nun sagen, daß dem Bismarckschen Verhalten die ausreichendsten Erklärungs- und, soweit von einer Schuld gesprochen werden kann, die stärksten Milderungs- und Rechtfertigungsgründe kaum wegdisputiert werden können. Mit verschwindend wenigen Ausnahmen haben die Schriftsteller und Dichter, die mit Bismarck im gleichen Lebens- und Schaffensalter standen, nichts hervorgebracht, das einen so charaktervollen, wurzelständigen und auf das harte Thatsachenleben gerichteten Geist wie den seinigen hätte reizen oder mit neuen Eindrücken erfüllen können. Am allerwenigsten jene Schriftsteller, die in Bismarcks besten Jahren als die Lieblinge deutscher Nation auf allen Salontischen lagen, in allen Familienblättern sich breit machten, in allen Leihbibliothek-Schaufenstern kokettierten, in allen Zeitungskritiken und Reklamenotizen bis in den siebenten Himmel erhoben wurden als Wunderwerke deutscher Dichtung.

Hätte ein Bismarck etwa für Redwitzens Amaranth oder für Scheffels Trompeter von Säkkingen schwärmen oder Marlittische Flunkereien oder Ebers' ägyptische Romane lesen sollen? Man braucht diese Frage nur zu stellen, und sofort bringt man die ernsthaftesten Menschen, die nie gelacht, zum lautesten Heiterkeitsausbruch. Oder könnte man sich einen Bismarck vorstellen, der ein Bändchen Paul Heysescher erotischer Süßholzraspeleien oder dramatischer Schwatzhaftigkeiten auf seinen einsamen Waldspaziergängen aus der Tasche zieht, um darin zu

lesen? Fürwahr, ein Bild von überwältigender Komik! Oder hätte er das Berliner königliche Schauspielhaus besuchen und den Limonadedramatikern für höhere Beamtentöchter Auge und Ohr leihen sollen?

Nein, diese ganze deutsche Stubenhocker-, Gelehrten- und Familientroddel-Litteratur wird kein vollsinniger Mensch einem Bismarck zur Beachtung empfehlen wollen.

Aber wir hatten im Zeitalter Bismarcks auch Schriftsteller, welche das „Volk bei der Arbeit aufsuchten," wir hatten einen Gustav Freytag z. B., und ein Buch wie „Soll und Haben"! Ach, dieser vielgepriesene Freytagsche Realismus, wie ist er dünn und flach als Kunst, wie ist er laienhaft und jeglichen tieferen Einblicks bar in die Welt der praktischen Volkswirtschaft und wie furchtbar arm an originellen, starken Gedanken über die moderne Wendung, die Wissenschaft und Leben genommen!

Bismarck ist wenigstens nicht schuldig, durch die Verachtung seiner mitzeitigen Litteratur ein böses Beispiel gegeben zu haben, denn was er verachtete, er, der originelle, gewaltige, praktische Geist, das stand nach wie vor in höchster Schätzung bei dem an verlogenen Schöngeisteren und poetischen Albernheiten sich erlabenden deutschen Philistertum. Unsere ganze gefeierte Bourgeoisie-Litteratur, soweit sie als nationaler Lesestoff der letzten fünfzig Jahre, zwischen 1830 und 1880, in Betracht kommt, ist so wenig tiefgeistig und originell tiefgründig deutsch, dabei so himmelblau romantisch und wolkenkukuksheimerisch, so hohl und phrasenhaft, so österreicherlandsturmhaft, so nachtwächterlich und zurückgeblieben allen großen Weltfortschritten und Geistesproblemen gegenüber, daß man als guter Deutscher nicht ohne Beschämung davon sprechen kann. Eine außerordentliche Epigonen-Virtuosität, aber keine selbstgewachsene Volkskunst. An

Bismarckschen Nationallebens-Idealen, an Bismarckscher Lebens- und Wirkenskraft und individuellem Machtgefühl gemessen, hatten wir auf der Höhe der Bismarckschen Ära überhaupt die schlechteste und schwächlichste Litteratur in Europa.

Daß der große Staatsmann als wurzelhafter, humorvoller Mann mit stark entwickelter Neigung zu den örtlichen Absonderlichkeiten seiner Heimat ab und zu in der „Familie Buchholz" gelesen und über die kleinbürgerlichen Berliner Scherze und Augenblicksbilder des Herrn Julius Stinde gelacht und dem Verfasser einen Anerkennungsbrief geschrieben, beweist noch lange keinen üblen Geschmack. Übrigens verdirbt's nichts und verpflichtet zu nichts, an den besseren Sachen selbst eines Schriftstellers vom Range Stindes Gefallen zu haben.

Ein wie tüchtiges und treffsicheres litterarisches Urteil Bismarck in seinen besten Jahren besaß, beweist die schroff ablehnende Kritik, die er vor zwanzig Jahren schon an den Schriften Heyses übte. Höchst ergötzlich wäre es, zu erfahren, was damals Bismarck über Heyses sämtliche gefeierte Parnassosgenossen dachte.

Ist Bismarcks Verhalten zu seiner gleichalterigen Litteraturwelt erklärlich und gerechtfertigt, so ist es nicht minder leicht, für seine Nichtbeachtung des jüngsten Aufschwunges der vaterländischen Dichtung ausreichende Milderungsgründe zu finden.

Zunächst fällt hier das Zeitmoment ins Gewicht. Bismarck war zu alt geworden, und die Jungen waren unverhältnismäßig lange — zu jung geblieben. Auf der einen Seite die Überreife, auf der andern die Unreife des Geistes und dazwischen noch der Abgrund einer neuen sozialen Ethik und Weltanschauung, wo wäre da verständnisvolle Begegnung möglich? Es giebt in der Entwickelung des Geisteslebens harte natürliche Gesetze, denen auch die Stärksten unterworfen sind. Das nimmt den

Letzteren nichts von ihrer Größe, daß auch sie dem allgemeinen Schicksal des Werdens unterthan sind, aber es vergrößert oft die Schwierigkeit des Verständnisses und der Verständigung bis zum Unmöglichen.

Bismarck, der Fünfundsiebzigjährige, und Kaiser Wilhelm, der Dreißigjährige, konnten sich aus ganz natürlichen Gründen nicht mehr verstehen, denn jeder hatte seine Kraftwurzeln und Ideale in einer andern Zeit, in einer andern Atmosphäre. Ein erzwungenes Zusammenarbeiten beider wäre ein beständiges Sichaufopfern und Fesseltragen gewesen, daher die Krisis, die Scheidung, der Abschied.

Ebensowenig konnten sich der alte Bismarck und die junge und jüngste Schriftstellergeneration noch etwas sein, das sich auf dem Wege begegnet und Hand in Hand legt, den Blick auf das nämliche Ziel gerichtet. Nur als Kraftnatur, die durch Entschlossenheit und Ausdauer und fortwirkende Erfolge Glanz und Leben rings um sich verbreitet, konnte Bismarck den Jungen und Jüngsten noch etwas sein, ein Mutmacher, ein Herzstärker, ein Begeisterungsquell.

Hätte der Alte dennoch mit den Jungen einen Versuch gemacht, würde ihn ihre herbe Unreife, ihr blasentreibendes Gähren abgestoßen haben. Das war nichts mehr für ihn, der seit zwei Menschenaltern ausgetobt hatte und dessen Gährungsart eine ganz verschiedene, durch eine andere Atmosphäre bedingte gewesen. Seine spezifische Aufgabe war die Politik des alten Staatsbegriffs, ein System der Kasuistik zur Erklärung, Stützung und vorsichtig langsamen Umbildung der feudalen, gekünstelten Gesellschaftsordnung zur Ermöglichung ihrer Fortexistenz auf breiterem, ergiebigerem Boden mit freierem Horizonte. Die spezifische Aufgabe des jungen Realismus in der Dichtung ist die Erfassung und künstlerische Ausgestaltung der neuen So-

zialpolitik, die immer tiefer dringende, auf die natürliche Entwickelungslehre gestützte Erkenntnis des modernen Gesellschaftsprozesses als einer allgemeinmenschlichen und allgemeinvolkstümlichen, nicht klassen- und ständemäßig abgeschlossenen Staatsangelegenheit auf nationaler Grundlage, wo nur noch Raum bleibt für eine einzige Interessengruppe: das ganze Volk. Darum hängt die neue Dichtung nicht mehr in der Luft der wesenlosen Romantik, sie kerkert sich auch nicht in die Parteischablone der Politik, sie verzettelt sich auch nicht an den rhetorischen, zeit- und ortlosen Kosmopolitismus der faulen Allerweltsschwärmerei, sondern richtet sich mehr und mehr auf die Alltagswirklichkeit der festbestimmten Heimat ein, sie „sucht das Volk nicht bei der Arbeit auf," sondern wohnt mitten unter dem Volke und stellt ihren Werktisch mitten in den Wirtschaftsbetrieb der güter- und werterzeugenden Volksgenossen. Kurz gesagt: sie ist sozial im alltäglichen, d. h. im wirklichsten, strengsten und höchsten Sinne. Mit hellem Kopfe und freiem Gemüte betrachtet und schildert sie die furchtbare Anarchie der privatwirtschaftlichen Produktion und Güter- und Genußverteilung und deren wüste Folgen für alles edlere Volks- und Menschheitsleben, wie sie heute im rohen Kampfe um Erwerb, Besitz, Macht und Augenblicksgenuß vor aller Welt Augen sich abspielen; sie zeigt mit zwingender Logik und dichterischer Darstellungskunst, wie das System des ungegliederten und sich ewig bekämpfenden Gewerbebetriebs nationalökonomisch, sittlich-religiös und human-moralisch gleich verwerflich ist, wie die überlieferte Gütererzeugungs- und Güterverwertungsweise nur eine einzige Triebfeder, ein einziges Wissen und Können hat: die Selbstsucht, und daß Selbstsucht in der gewerblichen Produktion Selbstmord bedeutet, wie die vielgerühmte und immer fesselloser erstrebte Konkurrenz, der herrliche freie Wettbewerb im Grunde

nichts ist als unsinnige Kraftzersplitterung und blutigste Abschlachtung des Schwächeren durch den Stärkeren, während Kooperation und naturgemäß organisiertes Zusammenarbeiten das ganze Geheimnis wirksamer, gerechter und edelmenschlicher Produktion und Nutznießung aller Werte in sich schließt.

Das heißt: der junge Realismus **will** dies alles zeigen und schildern in tadellosen Kunstgebilden, er **will** sich auf den Schwingen des Genius erheben zur Sonnenhöhe dieses märchenhaft anmutenden sozialen Idealismus. Dem Willen gehorcht aber noch nicht überall die junge, unreife und ungeschulte Kraft zur Hervorbringung des reinen, schlackenlosen, alle überzeugenden Dichtwerks; auch ist die Tradition der alten Weise noch zu mächtig, der Widerstand der alten Ordnungen mit ihren moralischen und polizeilichen Vexationen und Unterdrückungsmitteln noch zu brutal und, was für den schaffenden Künstler am schmerzlichsten, weil innerlich erschöpfende Zwiespältigkeit erzeugend, jeder Irrtum über die Richtungslinie der neuen litterarischen Entwickelung noch lange nicht beseitigt, mag sich auch hie und da ein genügsamer Streber schon als den Monopolisten des „konsequentesten Realismus“ von betriebsamen Litteratur- und Kunst-Hausierern ausschreien lassen auf dem Markte und in den Kurszetteln der Kritik.

Also, offen und ehrlich muß dies eingeräumt werden, man ist noch nicht frei von Unreife, Ungeschmack, Ungerechtigkeit und Humbug allerorten, wo die neue realistische Heilslehre der sozialen Kunst gepredigt wird; man ist noch nicht frei von Verfolgungssucht, Bitterkeit und Schmerz, obgleich man sich täglich mehr zu der Überzeugung durchkämpfen muß, daß die realistische Erfassung der Kunst und Sozialpolitik wie des gesamten Gesellschafts- und Staatslebens eine unausweichliche Notwendigkeit in der Kette der menschheitlichen Entwickelungs-

phasen ist. Die Alten und die Jungen, die noch im Besitze Prassenden und Protzenden und die nach Besitz und Macht Verlangenden, die Impotenten, aber rechtlich Geschützten, und die Potenten, aber rechtlich Preisgegebenen — sie alle liegen sich in den Haaren, hassen und verfehmen sich gegenseitig und bieten dem Pessimisten das Schauspiel einer dekadenten Welt, die sich vor Reformen scheut und die Roßkur einer Revolution nicht mehr übersteht. Aber die Pessimisten werden sich täuschen. Die allen Dingen immanente Entwickelungskraft wird auch über diese häßliche Krisis hinweg zu neuen und erfreulicheren Zuständen gelangen, und die Begeisterung der Mutigen, Kraftvollen und Großen für alles Schöne der Menschheit wird das Kleinliche und Gemeine, das im gegenwärtigen sozialen und litterarischen Kampfe die besseren und besten Instinkte zu überwuchern droht, allmählich beiseite schieben und den Sieg der guten und reinen Kräfte beschleunigen.

Es ist demütigend für unseren Stolz, aber es muß auch dies rund heraus gesagt werden: in der Popularisierung des guten *sozialen* Gedankens (nicht des bornierten und parteifanatischen sozial*demokratischen*) und in der litterarisch-künstlerischen Vertrautmachung der Gesellschaft mit der ihr bevorstehenden Reformierung ihres gesamten Wirtschaftslebens haben uns Deutschen die Amerikaner den Rang abgelaufen. Ein Buch wie „Looking backward“ von Bellamy hat noch keiner von uns zu schreiben vermocht. Wir stecken noch viel zu viel in unserem deutschen Erbfehler des Kleinen und Kleinlichen in sozialen Dingen, um eine so bis ins äußerste durchgearbeitete, am praktischen Leben mit echtem Wissenschaftsgeiste vollgesogene und mit rotem, starkpulsendem Dichterblute erfüllte Zukunftsdarstellung zu schreiben, wie der amerikanische Schriftsteller Bellamy in seinem genannten Buche. Er übertrifft uns

an volkswirtschaftlicher Gelehrsamkeit, an großzügiger Anschauung aus reicher Erfahrung, an technischem Realismus und sozialem Idealismus. Während ein Teil unserer Schriftsteller und Künstler, namentlich in Berlin, noch in der Rettung der Kellnerin, im mystisch angesäuselten Dirnen-Epos, in Unterleibsromantik und Fuseldramatik und ähnlichen messianischen Hantierungen sich auslebt oder überwundene Mittelalterlichkeiten in Vers und Prosa nachträumt oder die trivialsten Geistlosigkeiten um der technischen Darstellungsreize willen für die höchsten Probleme deutschen Dichtungsgeistes erklärt, bearbeitet der Amerikaner mit sicherem Blick und sicherem Schick jene Aufgaben, um welche sich in der That und Wahrheit die soziale Entwickelung und die menschheitlichen Entscheidungsschlachten des heraufziehenden zwanzigsten Jahrhunderts drehen werden. Fern von allem dillettantischen Schielen und Liebäugeln mit den Parteifragen der Sozialdemokratie, womit einzelne übelberatene Schriftsteller des jüngsten Deutschlands wie mit einem kühnen Handstreiche glaubten zu Herren der neuen litterarischen Situation sich machen zu können, hat der amerikanische Schriftsteller seine dichterische Sehergabe unentwegt auf den Mittelpunkt des großen sozialen Allgemeinproblems gerichtet, auf die Wirtschaftsfrage, welche das A und O aller Daseinsgestaltungen ist seit die Welt steht.

Man nehme einmal das wiederholt genannte Buch „Looking backward“ (deutsche Übersetzung von Georg v. Gizycki: „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887“) zur Hand und schlage das 23. Kapitel auf, wo von den Urhebern des großen sozialen Umschwungs, der sich bis Anno 2000 glücklich vollzogen, die Rede ist. Derselbe sei wohl das Werk der „Roten,“ der „Radikalen“ (der heutigen Sozialdemokraten) gewesen, meint eine Person des Romans — und wird dann belehrt, daß einer

neuen Partei, der Partei der „Nationalen," dieses Verdienst zuzuschreiben sei. Diese Stelle ist für uns heutige Deutsche so wichtig, daß ich sie gleich ganz herschreiben will:

„O nein! Die Arbeiterparteien als solche hätten niemals etwas Großes und Beständiges aus sich heraus schaffen können. Dazu war ihr Gesichtskreis ein viel zu enger. Erst als man erkannte, daß eine Neubildung der Gesellschaftsordnung auf einer freieren ethischen Grundlage zum Zweck größeren Nationalwohlstandes im Interesse aller Klassen, der Reichen und Armen, der Gebildeten und Ungebildeten, der Starken und Schwachen, der Männer und Frauen notwendig war, eröffnete sich eine Aussicht auf Vollendung des großen Werks. Da legte die Nationalpartei mit politischem Verständnis die Hand an. Sie erhielt ihren Namen, weil sie ihre Hauptaufgabe darin fand, Produktion und Waarenverteilung zu nationalisieren. Und sie trug diesen Namen mit Recht, da sie das Nationalitätsprinzip in einer Ausdehnung und Vollkommenheit durchführte, von der man bisher keine Ahnung gehabt. Sie faßte die Nation nicht als eine Vereinigung zu politischen Zwecken, die mit dem Wohl ihrer Glieder nur lose zusammenhingen, sondern als eine einzige Familie, einen einzigen lebensvollen Organismus, als einen mächtigen, zum Himmel aufragenden Baum, dessen Blätter aus den Wurzeln Kräfte aussaugen und ebendahin zurückströmen lassen. Die denkbar patriotischste aller Parteien, suchte sie dem Patriotismus eine tiefere Bedeutung zu verleihen und ihn vom bloßen Gefühl zu einer vernunftgemäßen Hingabe zu erhöhen, indem sie das Geburtsland erst wahrhaft zu einem Vaterland, den Götzen, für den man gegebenen Falles zu sterben hatte, zum Fürsorger und Ernährer machte!"

Setzen wir den Fall, es wäre unseren jüngstdeutschen Schriftstellern beschieden gewesen, hier an Größe und Weite des Blicks

dem Amerikaner zuvorzukommen und ihn noch an Feinheit und Schönheit der Darstellung zu überbieten, eine noch schlagendere und überzeugendere Zurückweisung der Sozialdemokratenpartei und eine kühnere Verherrlichung und Verteidigung des Sozialismus zu schreiben in poetischer Vollendung: Fürst Bismarcks Sympathie würden sie auch mit dieser Leistung kaum zu erringen imstande gewesen sein, höchstens eine noch brutalere Verkritisierung von Seite der Stipendiaten des Reptilienfonds wäre ihr Lohn gewesen.

Der Kenner der Weltgeschichte mag noch so viele Einschränkungen und Klauseln zu dieser realistisch-poetischen Phantasie oder Utopie des Jahres 2000 machen, darüber ist keine Täuschung möglich: Bellamy hat hier das Problem, an welchem das neue deutsche Reich unter des Kaisers Führung arbeitet, mitten im Herzpunkt getroffen. Und diese Arbeit mußte dem ersten Kanzler des Reiches, dem greisen Diplomaten Bismarck, unverständlich und unheilvoll erscheinen. Eine Vermittelung zwischen Sozialdemokratie und deutschem Kaisertum, oder gar eine allmähliche, aber planvolle Sozialisierung des Reiches in ökonomischer Richtung mit Aufgebot der ganzen Machtfülle und Rechtsbefugnis des Kaisertums! Nein, zur Erkenntnis der Notwendigkeit einer solchen Fortbildung des von ihm gegründeten Reiches waren dem so reichbegabten Kanzler Bismarck die Organe versagt. Hier stand er an der natürlichen, unüberschreitbaren Grenze seines Vermögens, hier hatte für ihn der Spruch „Hic Rhodus, hic salta“ keine Kraft mehr. Gewiß, es wäre eine Herabwürdigung seines Wesens, die Furcht vor dem Kommenden als ein mitbestimmendes Moment seines ablehnenden Verhaltens dem kaiserlichen Sozialismus gegenüber zu betrachten. Keine Herabwürdigung jedoch ists, nachdrücklich auf die Grenzen seiner Erkenntnis- und Ein-

sichtsfähigkeit hinzuweisen. Er selbst hat schon einmal in einer national höchst wichtigen Angelegenheit erklärt, daß er kein „Kolonialmensch" sei. Noch weniger ist er ein Sozialmensch. Das geschichtlich erwiesene, bereits in der klassischen Griechen- und Römerzeit zu beobachtende unaufhaltsame Absterben und Zerfallen altüberlieferter und durch das Alter geheiligter wirtschaftlicher und sozialer Formen und die Nötigung zu frischen Gebilden mit neuer Zukunftsaussicht wiederholt sich jetzt am Wendepunkt des Jahrhunderts und ist für den geschulten Geist sicher nichts Furchtbareres, als jede beliebige weltgeschichtliche Krisis. Bismarck weiß das so gut wie irgend einer — und er leistet sich dazu noch den stolzen Spruch: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" — aber er ist nun einmal kein Sozialmensch!

Diese Thatsache wäre nicht ohne tragikomischen Beigeschmack, hätten wir nicht Zeugnisse dafür, daß sie schon in dem frühesten und beweglichsten staatsmännischen Verhalten Bismarcks angedeutet lag. Er ist z. B. immer ein Gegner seines begeistertsten und genialsten Bewunderers, des eminenten Sozialpolitikers Rodbertus gewesen und hat dessen volkswirtschaftliche Reformpläne beharrlich abgelehnt. Als Rodbertus sich von dem sozialdemokratischen Lassalle mit dem Satze schied: „Die Zeichen der Zeit stehen auf Cäsarismus!" und zu der Einsicht gelangte, daß nur ein starker Staat, niemals der Klassen-Egoismus eine große Reformthat zur Wohlfahrt aller zu vollbringen vermöge, rüstete sich Bismarck, diesen starken, vom Sozialreformer ersehnten Staat mit Hilfe Preußens in dem neu geeinigten Deutschland zu schaffen. Rodbertus wurde aber bald mit schwerem Herzen der Täuschung inne, in dem Staatsgründer Bismarck mit Unrecht den rettenden sozialen Cäsar vermutet zu haben. Bismarck war nur sein

Vorarbeiter und Wegbahner. Obzwar er in dem ersten Reichskanzler immer noch neben Napoleon I. einen der „beiden Riesen“ anerkannte, welche das neunzehnte Jahrhundert trage, und in ihm „einen Diplomaten und internationalen Staatsmann, der vielleicht gar nicht seines gleichen habe,“ verehrte, so mochte er sich doch nicht verhehlen, daß, wie Napoleon auf den Schneefeldern Rußlands verblutete, so werde „die soziale Frage der russische Feldzug von Bismarcks Ruhm werden.“

Der rasche Entschluß des jungen Kaisers hat es verhindert, daß sich an dem alternden Staatsmanne das traurige Prophetenwort des Rodbertus erfüllte, und zugleich mit der antisozialen Autorität des ersten Kanzlers das Hemmnis beseitigt, welches sich der Erfüllung des sozialen Berufes des neuen Reiches in den Weg stellte.

Rodbertus ist es nicht vergönnt gewesen, den Kaiser Wilhelm II. und dessen unerschrockene Initiative zu erleben. Er hätte ihm gewiß in der Reihe schrankenbrechender deutscher Fürsten den hervorragenden weltgeschichtlichen Platz angewiesen, den er seinem Großvater Wilhelm I. nicht ganz zuzuerkennen vermochte. Seine hierauf bezüglichen Worte sind zu schön und bedeutend, als daß ich sie hier übergehen könnte. Rodbertus schrieb kurze Zeit vor seinem 1875 erfolgten Tode:

„Die bisherigen Thaten Wilhelms I. stellen ihn nur Heinrich I., Otto I. und Friedrich I. gleich. Die Verpfändung des Kaiserwortes in der sozialen Frage würde ihn Cäsar und Karl dem Großen an die Seite setzen. Diese waren nicht bloß große Krieger, Sieger und Eroberer, sie waren zugleich Schöpfer neuer Staatenarten, Gründer neuer und höherer geschichtlicher Entwicklungsstufen. Den römischen Cäsarismus haben nur Philologen, die den Cicero liebten, und dann die napoleonischen Kontrefaçons in Mißkredit gebracht; gerade unter ihm sind die

größten sozialen Reformen erfolgt, wie sie verhältnismäßig noch nicht wieder vorgekommen sind, wie sie eben nur in der Lösung der sozialen Frage ihr Analogon finden würden. Karl der Große ist der Grundleger der ganzen christlich-germanischen Staatenordnung, die ebenso ein Weltalter ausfüllt, wie es die heidnisch-antike Staatenordnung that. Die „soziale Frage" ist aber der Initialbuchstabe wiederum einer neuen und anderartigen politischen Epoche, und keine Inauguration, die großartiger wäre, könnte überhaupt nur für das neudeutsche Kaiserreich erdacht werden, als die Inangriffnahme ihrer Lösung. Sie ist, ohne Blasphemie, abermals ein Stück Christentum, das im Recht Fleisch werden will."

Um dieser Erkenntnis Bahn zu brechen und sie mit jener Überzeugungs- und Glaubensmacht auszustatten, welche nach dem Ausspruche des Evangeliums „Berge versetzt," d. h. die denkbar stärksten Schwierigkeiten siegreich überwindet, dazu bedarf es eines großen nationalen Arbeits- und Reformplanes, in welchem alles seine rechte Stelle hat, die deutsche Politik, die deutsche Schule, die deutsche Litteratur, die deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft — und wer die Verwirklichung dieses Planes mitkämpfen kann und darf, der hat nicht vergeblich gelebt im neuen Reich deutscher Nation!

Heil dem Kaiser!

Und als herrlichster Weckruf klingt und rauscht und tönt uns wieder Hans Sachsens deutsches Auferstehungslied:

Wach auff, es nahent gen dem Tag!
ich hör singen im grünen Hag
ein wunigkliche nachtigall
ir stim durchklinget berg und thal.
Die nacht neigt sich gen occident,
der tag geht auff von orient,
die rotprünstige morgenröt
her durch die trüben wolken göt . . .

Von **M. G. Conrad** sind im gleichen Verlage folgende Werke erschienen:

Flammen! Ein Buch für freie Geister.
Madame Lutetia. Neue Pariser Studien.
Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten.
Totentanz der Liebe. Münchener Novellen.
Fantasio. Lebensbilder.
Pumpanella. Ein Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen.
Was die Isar rauscht. Münchener Roman. Zwei Bände.
Die klugen Jungfrauen. Münchener Roman. Drei Bände.

Demnächst erscheinen:

Der rote Ludwig. Münchener Roman.
Raubzeug. Soziale Novellen.
Unterwegs. Charakterstudien.

Von **M. G. Conrad** und **L. Willfried** sind erschienen:

Die Emanzipierten. Lustspiel in vier Akten.
Firma Goldberg. Schauspiel in fünf Akten.

Stimmen der Presse

über Conrads Münchener Roman-Cyklus

„Was die Isar rauscht.“

Ueber Land und Meer:

Ein so geistreicher Kopf wie M. G. Conrad wird stets Bemerkenswertes hervorbringen. Das neueste Werk dieses Autors, der Roman: „Was die Isar rauscht“ (Leipzig, Friedrich), gehört denn

auch zu den eigenartigsten und kraftvollsten Produkten der sogenannten realistischen Richtung. Conrad ist ein Idealist großen Stiles dem Geist und Herzen nach und nur im Ausdruck hie und da solch ein Schlagetot, daß zarte Seelen sich entsetzen. Er erinnert lebhaft an Gutzkow in farbenvoller, geistsprühender Darstellungsart und in der Fülle seiner Details, die als Mörtel aus den Quadern seiner seltsamen Bauwerke hervorquellen, denn seltsam ist auch dieser Roman hinsichtlich seines Planes, die Architektonik der Geschichte beinahe drollig-willkürlich. „Was die Isar rauscht" ist für die Münchener Gesellschaft keineswegs schmeichelhaft und vieles wohl gar zu phantasmagorisch beleuchtet, aber das Buch strotzt von Geist, Witz und glänzender Satire; es zeigt auch tiefe Poesie und wahrhaft geniale Einzelschilderungen; die Leser jedoch, welche an künstlerisch durchdachte und kunstgerecht durchgeführte Erzählungen gewöhnt sind, werden ob dieses Romans bedenklich die Köpfe schütteln, nichtsdestoweniger aber dies geistvolle Buch bis zur letzten Seite lesen und mit uns bedauern, daß die versprochenen folgenden Bände, die möglicherweise auch das Seltsame der Komposition rechtfertigen, nicht schon gleich da sind.

Vossische Zeitung:

Nach der Seite der Komposition hin und was den Aufbau und Abschluß dieses Romans angeht, würde mancherlei auszustellen sein, aber zwei Umstände entschädigen dafür. Einmal giebt Conrad ein ungeschmeicheltes und ungeschminktes Bild des gesellschaftlichen Lebens und Treibens in München, wie es sich in den letzten Regierungsjahren König Ludwigs II. darstellt. Ein solches Bild zu entwerfen, würden wenige Schriftsteller so viel Beruf haben wie Conrad, und wenn man auch nicht verkennen kann, daß er bei dem Verkehrten und Häßlichen mit einer gewissen Vorliebe weilt, so darf man die Treue der Schilderung doch kaum anfechten. Ferner ist das Buch durch einen urwüchsigen, derben Humor ausgezeichnet, der als Gegenwirkung gegen die Zartheiten des „Gouvernanten-Romans" sein Gutes hat.

Post:

Originell ist der Roman unstreitig, und man darf ihn als eine auch kulturhistorisch interessante Arbeit begrüßen.

Deutsche Zeitung:

Den Berliner Roman-Cyklen von Lindau, Lubliner und anderen, ist nun auch der erste Teil eines Münchener Roman-Cyklus gefolgt.

„Was die Isar rauscht" nennt der kühne Conrad die erste Abteilung seiner Romane aus dem Münchener Leben. Wenn die Folge hält, was die einleitenden Bände versprechen, so haben wir von Conrad ein in seiner Gesamtheit groß angelegtes Werk zu erwarten, ein Werk, welches jede Seite des Münchener Lebens unserer Tage wahrheitsgetreu schildert und enthüllt. Neben dem geistigen Leben kommt aber auch jede physische Regung des Münchenertums mit zur Geltung, und daß die letztere Seite nicht vernachlässigt werden kann, dafür steht ja der Realist Conrad mit jeder Faser seiner unerschrocken nach Wahrheit strebenden, aber auch rücksichtslos kampflustigen Natur.

Auch dieser Roman ist ein Kampfroman: in jeder Zeile ein Bruch mit der herkömmlichen Litteratur für schwärmende Frauen und Mädchen. Conrad schreibt für starke Naturen, die es vertragen können, wenn manchmal auch eine riesige Derbheit mit unterläuft.

Die Beurteilung dieses bedeutenden Werkes ist dadurch erschwert, daß dasselbe nach breiten Schilderungen in Anfang und Mitte rasch zum Schlusse eilt und eben in Rücksicht auf weitere Romanfolgen nicht völlig abgeschlossen erscheint.

So bleibt der Leser über das Schicksal einiger Hauptpersonen noch im Unklaren und wird dadurch angeregt, das baldige Erscheinen der weiteren Bände zu erwarten. Erscheint nun aber „Was die Isar rauscht" als Einleitung eines Cyklus, so muß sich der Beurteiler mit einem Vorbehalt an die Besprechung des interessanten Inhaltes begeben. Schon die Form des Romans erfährt von diesem Gesichtspunkte aus eine andere Auffassung; was in einem kleineren Rahmen nicht abgerundet, nicht als Ganzes gelten kann, wird möglicherweise als Teil des Ganzen immerhin vollkommen seiner Aufgabe entsprechen und musterhaft als einzelner Stein zum vollendeten Bau passen.

„Was die Isar rauscht" hat Conrad sein Buch benannt, und mit Glück. Bei allen Erscheinungen Münchener Lebens hören wir als stete Begleitung das Rauschen des stürmischen Alpenflusses. Das Rauschen der Isar ist Conrads Leitmotiv, es ist aber auch ein Symbol für sein Schaffen. Wie Conrad die Handlung des Romans, die Geschicke seiner Personen an das urewige nasse Element knüpft, mit ihnen in tausend Fäden verbindet, hört er auf, ein Realist zu sein, da ist er nicht Parteimann, sondern reiner Künstler!

Conrad hatte aber eine bestimmte Zeitepoche im Auge, und diese giebt den Hintergrund für den Roman. Die Handlung spielt in den letzten Tagen des unglücklichen Königs Ludwig II. Die geistige Störung wird hier vorwiegend auf den Widerspruch, den der junge König in seinen idealen Bestrebungen auf seiten der Münchener fand (so in Ausführung des geplanten Bühnenfestspielhauses auf den Isarhöhen), zurückgeführt. Ich möchte auch diese Auffassung bei Conrad durchaus idealistisch nennen, indem es thatsächlich Takt und Zartgefühl bekundet, eine andere Begründung zu vermeiden. Es ist heute noch nicht an der Zeit, alle Einzelheiten des bairischen Königs-Dramas zu enthüllen; ein späterer Schilderer Münchens in der Zeit Ludwigs II. wird sich auch nach dieser Richtung hin freier bewegen können. Ich erwähne dieses Umstandes nur, um an einem Beispiel zu erweisen, wie Conrad als ernster Schriftsteller ein Gebiet vermeidet, aus dem er in seinem Buche hätte Kapital schlagen können.

Einzelne Bemerkungen Conrads, die bei unbefangenen Lesern einschlagen müssen, lasse ich unerwähnt. Das Buch möge gelesen werden, das Werk aber in seinem Fortgange und in seiner einstigen Vollendung der ganzen zusammengehörigen Reihe von Münchener Romanen erhärten, daß Conrad nicht nur ein bahnbrechender Kritiker und Vernichter falscher und veralteter Richtungen, sondern auch ein glücklicher Schöpfer von Werken ist, die eine neue Richtung in künstlerisch reifer Weise zum Ausdruck bringen.

Württembergische Landeszeitung:

Wer an dieses neueste Werk des Schöpfers des deutschen Realismus den gewöhnlichen Maßstab anlegen wollte, um von einer streng einheitlichen Komposition, von dem künstlerischen Aufbau des Ganzen, von der scharfen Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten in der traditionellen akademischen Tonart zu reden, der thäte nicht nur dem Autor keinen Gefallen, sondern würde auch seinem neuesten Werke in keiner Hinsicht gerecht. Die Eigenart Conrads als Schriftsteller möchten wir uns zu einer ausführlichen Charakteristik für eine andere Gelegenheit vorbehalten; heute haben wir nur die Pflicht, nachzuweisen, daß er mit seinem Roman „Was die Isar rauscht" ein Werk geschaffen, das ohne Frage sehr bedeutend genannt werden darf. Denn was dasselbe vor vielen andern dichterischen Produkten der Gegenwart, namentlich auch denjenigen der anderen deutschen Realisten auszeichnet,

das ist die erschütternde Wahrheit der Schilderung, die dem mit idealer Speise gesättigten Leser freilich manchmal gar zu grausam erscheinen will, aber eben dadurch eine solch wuchtige und erschütternde Wirkung ausübt, weil aus einer jeden Zeile zugleich das tiefe Gemüt des Verfassers, jener echt germanische Abscheu vor allem Gemeinen und Blasierten bei Mann und Weib spricht. Indem Conrad sich nicht scheut, das Häßliche gerade so zu schildern, wie er es findet, spricht er demselben zugleich sein Todesurteil als unbestechlicher Richter, und indem er schonungslos der Dirne, „moderne Gesellschaft“ genannt, den Schleier vom geschminkten Antlitz reißt, also daß sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Fäulnis dasteht, weist er doch zugleich mit kräftigem Wort und gewaltiger Rede den, der Wahrheit und geistigsättigende Befriedigung sucht, auf den Weg, der ihn zu diesem Ziele führen kann. Die ewige und heilige Natur, die Sittlichkeitsgesetze, die sich wohl manchmal über die traditionellen Formeln und Satzungen erheben, aber auf echt menschlichem Grunde ruhen, sind die einzige Stütze, die wir haben, und das Bewußtsein, in all unserem Thun Handeln ihnen und uns treu zu bleiben, ist es allein, was uns mit der Welt um uns her versöhnen kann und wird. So zeigt Conrad wohl am deutlichsten, daß der so viel geschmähte und mißverstandene deutsche Realismus seine idealen Grundlagen und Tendenzen hat, wenn man wie er ihn nur richtig zu behandeln versteht.

Deutsches Litteraturblatt:

Langweilig zu sein wie Zola, das haben die modernen Realisten gelernt: möchten sie doch auch das französische Wort beherzigen, daß jedes Genre erlaubt ist, nur nicht das langweilige. Und langweilig können selbst die gescheitesten und wahrsten Ausführungen werden, wenn sie am unrechten Orte stehen. Conrad aber legt seinen Personen ganze Abhandlungen in den Mund, die sie, vollständig unrealistisch, preßreif heruntersagen wie — aus Conrads Manuskript. Und das sind teilweise Abhandlungen, welche mit dem sonstigen Inhalt des Romans lediglich nichts zu thun haben. Von diesem zu reden ist freilich schwer. Einen Helden hat er schon vorweg nicht, eigentlichen Inhalt auch nicht, denn im ganzen Roman geschieht so gut wie nichts; es treten fortwährend neue Personen auf, und am Schlusse fast jeden Kapitels reißt der Faden ab, um im nächsten irgendwo anders aufgenommen zu werden. Natürlich hört der Roman auch auf gut jung-

deutsch nach so und so viel hundert Seiten eben einfach auf, ohne daß man einsieht, warum jetzt gerade.

Deutsche Worte:

Ich habe nicht die Absicht, Ihnen ein Klagelied vorzusingen, sondern umgekehrt, hellen Jubel möchte ich anstimmen, weil mir großes Heil widerfahren und ich Ihnen große Freude bereiten kann: ich kann Ihnen ein Buch nennen, das gut angelegt, von großen Gedanken getragen und in mächtige Wirkungen gegliedert ist. Und so etwas heißt ein Ereignis für Deutschland, heute.

Dieses Buch ist des Münchener Meisters Conrad jüngster Roman: „Was die Isar rauscht", eine kühne, leidenschaftliche, lendenstarke Studie, die erste aus einem großen Cyklus, wenn ich recht gehört habe, der das ganze Münchener Leben umfassen soll, in Höhen und Tiefen.

Conrad ist, was unter Tausenden, die die Druckerschwärze verteuern, kaum Einer: ein Künstler. An diesem köstlichen Briefe gleich, der den ersten Band des Romanes einleitet, einem kleinen Meisterwerk von glücklicher Charakteristik, gesundem, saftigem Humor und schlankem, waldwüchsigem Geiste, wird man es sofort gewahr, daß er ein Rassemensch ist, an dem alles Charakter, Bestimmtheit und Eigenwillen hat, in den kein Fehl gemischt ist, reinblütig und edel. Er hat nichts gemein mit der Masse, deren niedrige Instinkte, die nur auf Lüge und Vergnügen gehen, er geflissentlich beleidigt, und ihre dumpfe Gleichgiltigkeit durch seine Besonderheit aufzuschrecken und zu verblüffen ist ihm ein lieber Stolz. Dieses beides aber, Rasse haben und anders sein als die Anderen, das sind die zwei Kardinaltugenden, welche allein den Künstler machen.

Das eine große Werk, das jeder Künstler in der Seele trägt, für welches allein er lebt, und an welchem er ruhelos schafft, seit er atmet, womit jeweilig er scheinbar auch beschäftigt sei, dessen seine anderen Schöpfungen nur Vorboten oder Nachzügler sind, jenes eine große Werk, in dem wie in einer letzten Generalbeichte seiner gesamten Empfindung der Künstler sich ganz giebt, alles, was er hat und ist, ohne Rest, hat Conrad noch nicht geschaffen, auch in diesem neuesten nicht. Es ist viel Conrad darin, weshalb es so anmutig ist, wohlgefällig und voll Reiz; aber es ist nicht der ganze Conrad darin,

noch nicht der letzte Gehalt seiner seelischen Tiefe. Es ist nur erst eine Verkündigung, eine Annäherung, ein hoher Wechsel auf die Zukunft.

Seine Vorzüge sind mannigfach und man entdeckt ihrer neue jedesmal, so oft man es liest. Hervorzuheben: es schafft lebendige Gestalten, denen Blut im Fleische rinnt, und entwickelt sie aus ihrem natürlichen Milieu, en plein air. Es hat Perspektive; was der naturalistischen Technik immer das Schwierigste ist, und nur das Detail ist vielleicht bisweilen ein bißchen überladen, daß einem der Atem bedrängt wird. Es steigt ein rüstiges Tempo steile Steigungen bergan, ohne anzuhalten, ohne Ermüdung. Es löst in einem großen und reinen Gefühl, das mächtig flutet, alle Dissonanzen zuletzt auf, daß man es mit ernster Läuterung und nachwirkender Ergriffenheit verläßt. Dem Stile könnte einer vielleicht mehr Farbe und Rhythmus wünschen. Aber er hat dafür eine vortreffliche Zeichnung, verläßlich, sicher und wirksam, deren marmorne Entschiedenheit ich niemals betrachten kann, ohne immer wieder an den gewaltigen Griffel Alfred Rethels erinnert zu werden, den ich so sehr liebe, und den zu bewundern ich nicht satt werde.

Im ganzen: ein Buch, das in die Litteraturgeschichte gehört. Daher auch der fassungslose Verdruß, mit dem es der Lesepöbel anglotzt, und das dumme Gesicht, das die Schablonenkritik dazu macht. Sollten Sie, verehrtester Leser, unerwarteterweise weder dem Lesepöbel noch der Schablonenkritik angehören, dann zögern Sie nicht, es ja gewiß zu lesen.

Über „Fantasio“, Pumpanella“ und „Die klugen Jungfrauen“ schreibt die Wiener Monatsschrift:

„Deutsche Worte“

in ihrem Aprilheft 1890:

Was immer Conrad behandeln mag, ob er nun von Politik, Litteratur, Geschmack und Kunst rede oder ob er ein paar Bände aus der Feder schüttle, Splitter jenes riesenhaften Roman-Cyklus, in welchem er das Münchener Leben zu schildern vorhat, ob er scherze oder grolle, plaudere oder philosophiere; stets tritt uns ein Geist entgegen, dessen Sinn aufs Große und ins Weite gerichtet ist, ein vielgewandter, reicher Geist, ein kampffroher Charakter, ein Mann des „fröhlichen Grimms“ und der „urfidelen Grobheit“, ein Mann,

der an den Fortschrit glaubt, dieweil noch junge Kraft durch seine Adern braust und dem unser „dekadentes“ Zeitalter nur als „Zwischenakt“ gilt zu einer freieren, schöneren Lebensausgestaltung.

In „Fantasio“, in „Pumpanella“, in den „Klugen Jungfrauen“, in jedem steckt der ganze Conrad; jedoch ich gebe den zwei ersteren Büchern den Vorzug. Dieser Fantasio ist ein gar feiner, anmuthiger Geselle, — Ernst und „Thatsachensinn“ in der lustigen Schellenkappe; närrische Weisheit, welche die weise Narrheit durch Spott und Lachen tötet. Die Gespräche der „Ungespundeten“, die Bankettstudie, die köstliche Größenwahn-Soiree, die Atelier-Skizze, welche mit einem derben Fußtritt endet, die drei knappen „Geschichten, frei nach Zola“, besonders die vom Bauern, welcher sich zum Sterben legt, und die beißende Charge von der Hyäne und dem Löwen, die aus dem Käfig entkommen und nach kurzem Rundgang durch die Großstadt sich angstgeschüttelt zurückflüchten, ganz froh, daß die Gitterstangen sie wieder schützen vor der Bestialität des Menschen, — all dies ist in seiner Art vortrefflich. Und an Wert giebt die Sammlung „Pumpanella“, dies „Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen“, dem „Fantasio“ nichts nach. Die Aufsätze sind alle frisch und conradisch bis in die Fingerspitzen, und wenn er sich dann so recht fühlt als ein Unzeitgemäßer, als Einer, der schon im Morgigen wandelt, als ein „Anderer“, ein Einsamer, welchem Ketzerblut die Gedanken frisch hält; — dann kommt in seinen Stil eine frageluftige Schelmerei, welche dem arglosen Zwischenaktsmenschen die witzigsten Fallen legt; dann ist alles, was er sagt, von einer einschmeichelnden Grazie und Feinheit, von einer aphoristischen Kraft und einer Verführungskunst, die nur dem Vollendeten eigen ist.

Nicht so frei und rein ist der künstlerische Eindruck, welchen „die klugen Jungfrauen“ machen. Sie sind ein kleines Stück von einem Ganzen, in dessen Plan und Absicht uns der Einblick fehlt. Dies kleine Stück mag für die Ökonomie des Ganzen ungemein wichtig sein; als Bruchtheil scheint es uns nicht so innerlich gefestigt, um für sich allein stehen zu können . . . (folgt der Versuch einer Zergliederung des Inhalts). Daß es an Glanzvollem im Buch nicht fehlt, brauche ich wohl kaum zu sagen; sind doch selbst die Fehler von bestechendem Glanz. Das Begräbnis des Guggemoos, die Kegelpartie bei Feldmann, die Liebes-Szene zwischen Flora und Zwerger (Ende des 1. Bandes) u. s. w., Szenen, in welchen mit der breiten

Masse gearbeitet wird, Szenen, in welchen dämonische Empfindungen mit Urgewalt hervorbrechen, solche sind bei Conrad immer virtuos und unvergleichlich lebensvoll. Schablonenhaft ist im Romane gar nichts; jedoch das Ganze kommt uns vor wie ein genialer Entwurf, der mit leidenschaftlicher Kraft aufs Papier geschleudert ist. Ach, wenn diese leidenschaftliche Kraft einmal recht wollte! Nicht bloß aus dem Leben zusammentragen, mit kühner Phantasie kombinieren, sondern so recht aus dem Tiefsten schöpfen! Wir sind anspruchsvoll Dr. Conrad gegenüber; wir dürfen es; denn wer uns so viel geschenkt hat, muß uns alles geben. . . .

Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz.



